

Wolfram von Bärenburg

Genannt der Erzteufel



Eine haarsträubende
Schauergeschichte
Um 1860 niedergeschrieben

Autor unbekannt

Wolfram von Bärenburg

Genannt der Erzteufel

Eine haarsträubende Schauergeschichte

Um 1860 niedergeschrieben

Cover © 2015 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Kapitel 1

Der Schwur der Rache

An den Quellen der Bode, Oker und Leine steigt ein abgerundetes Bergmassiv als das höchste Gebirge Norddeutschlands empor - der Harz, dessen Gipfel, Täler und Ruinen tausend Sagen des deutschen Landes beleben.

Um Mitternacht schritt auf einem spärlich betretenen Fußpfad ein großer, schlanker Mann von 30 bis 36 Jahren in der Tracht eines Holzhauers, mit einer alten Mütze auf dem Kopf, eine scharf geschliffene Axt in seiner rechten Hand, hastig durch den dichten, endlosen Wald jenes Gebirges, unbekümmert um ein furchtbar tosendes Gewitter, dessen rasche Blitze ihm in der grabesfinsternen Nacht als Fackelträger und Wegweiser dienten, zugleich auch zeitweise sein leichenbleiches Antlitz erhellten, das keine Spur von Furcht, wohl aber das unverkennbare Gepräge eines von der schrecklichsten Wut aufgestachelten Gemütes zur Schau trug.

Der Regen stürzte in Strömen herab und sammelte sich in den Vertiefungen des Bodens, sodass der eilige Wanderer oft bis an die Knie im Wasser stand. Ohne darüber zu klagen, setzte er seinen Weg fort, aus kurzer Entfernung umheult von hungrigen Wölfen, die ihn zerfleischen konnten, ohne dass er sie zu sehen vermochte. Das wilde Element schien vollends entfesselt zu sein. Unter betäubendem Krachen des Donners spalteten Blitze einige hoch aufragenden Bäume, deren losgerissene Splitter ihn umschwirrten und plötzlich auftauchenden Hindernissen gleich oft seine Schritte hemmten, bis ihm das blendende Licht des nächsten Blitzes zeigte, wie er durch Überschreiten oder Umgehen weitergehen könne.

Von Zeit zu Zeit sprach er mit sich selbst wie ein Wahnsinniger. Plötzlich blieb er stehen, streckte beide Arme zum Himmel empor, in der rechten Hand die Axt schüttelnd, dass sie im Widerschein des Blitzes funkelte und rief mit lauter Stimme: »Herr! Lass mich nicht sterben, bevor ich Rache an ihm genommen habe! Lass aber auch ihn nicht sterben vor dieser Zeit, damit mein gerechter Schwur nicht unerfüllt bleiben muss!«

Danach eilte er mit doppelter Hast in die grauenvolle Nacht weiter, als wäre jeder Augenblick des Wartens ein unermesslicher Verlust.

Sein drohender Ausruf wurde nicht nur von Gott gehört, zu dem er flehte, aber nicht im Geist unseres heiligen Erlösers, welcher den Feinden zu verzeihen und ihnen Gutes zu tun gebietet, sondern auch von zwei schwarzen, vermummten Männern, deren Gesichter gleichfarbene Kapuzen bis zum Mund verhüllten, und die ihm, vertrauter mit den verschiedenen Pfaden des Waldes als er, in geringer Entfernung zu beiden Seiten nachgeschlichen waren.

Das Hochgewitter verlor sich allmählich, der Donner rollte bereits in der Ferne, die Blitze verwandelten sich in breites Wetterleuchten, der Regen hörte auf und rieselte nur mehr von den dicht belaubten Zweigen der Bäume herab. Bald ließ Sternenlicht die Windungen der Pfade erkennen, die von einer Wegekreuzung nach verschiedenen Richtungen auseinander liefen.

»Welcher von diesen Wegen ist wohl der rechte, der mich an mein Ziel führt?«, murmelte der Wanderer, indem er einen Augenblick unschlüssig stehen blieb.

Da vernahm er ein entsetzliches Brummen von Bären, als wenn sie sich um eine Beute stritten. Dieses Brummen schien sich weder zu nähern noch zu entfernen, solange der

Wanderer stillstand.

»In keinem Falle ist's gefehlt«, sagte er, »wenn ich jene Richtung einschlage, aus welcher dieses Gebrumme der Bären dröhnt. Sind sie im Freien, so nehme ich den Kampf mit ihnen auf, um mich mit Axtschlägen an dem größeren zu üben, in welchem ich das von Gott verfluchte Ungeheuer zu erlegen erhoffe.«

Und wieder eilte er fort und erreichte nach einer halben Viertelstunde einen Bärenzwinger.

Über ein breites, steinernes Geländer, fünf Fuß hoch, oben scharfkantig, um nicht darauf stehen zu können, schaute er in eine unendliche Tiefe hinunter, wo zahlreiche Bären durch wilde Gebüsche mit kurzen plumphen Schritten trabten, häufig den Kopf emporreckend, als erwarteten sie von oben herab ihr Futter.

Denn oben, aus einem, nach allen Seiten hin senkrechten Granitfelsen, in einer Höhe von zweihundert Fuß, erhob sich eine stattliche, zu dieser Stunde hell erleuchtete Burg, aus deren offenen Bogenfenstern das jubelnde Getöse von Trompeten und Pauken erscholl. Die steinerne Brüstung des Bärenzingers umgab den ganzen Granitfelsen in einem Abstand von fünfzig Fuß. Der Wanderer brauchte eine Viertelstunde, um den aus Felsen gehauenen Zwingergürtel zu umkreisen.

Danach blieb der Wanderer, am Ausgangspunkt seiner Umwanderung des Zingers angekommen, stehen, atmete tief durch, ließ sich unter einem Baum nieder, die Burg im Blickfeld, um sich von der Anstrengung des Tages auszuruhen, und zog ein Stück schwarzes Brot aus der Tasche, seinen nagenden Hunger zu stillen.

»Es ist mein letztes Stück Brot«, sagte er mit verbissenem Zorn, »und ich weiß nicht, wer mir das nächste als ein Al-

mosen reichen wird.«

»Almosen?«, rief er zornig aus, »mir ein Almosen? Dies wolle Gott verhüten! Ich habe starke Arme und ein tapferes Herz. Im Land gibt es gerechte Fehden genug, in denen ich mein Brot redlich verdienen kann, während das Ungeheuer da oben ...« Er sprang auf und ballte die Faust in Richtung der Burgzinnen. »... das die Hölle ausgespien hat, im Genuss der Früchte satanischer Gräueltaten schwelgt. Aber bald soll deine letzte Stunde schlagen, landesverrufter Erzbösewicht! Vor Gott schwöre ich feierlich deinen Tod! Ich will dich erschlagen oder durchbohren wie eine wilde Bestie, mit den Händen erwürgen oder mit den Zähnen zerreißen, wenn mir die Waffen fehlen. Überall, wo immer ich dich treffe, im Wald, auf dem Feld, in Burgen oder Hütten, ob du wach bist oder schläfst, selbst an den Stufen eines Hochaltares, selbst in dem Augenblick, wo der Priester die heilige Hostie auf deine Gott lästernde Zunge legen will. Ja selbst meine Seligkeit geb' ich hin für den Vollgenuss meiner Rache!«

»Das ist frevelhaft gesprochen«, tönte eine dumpfe Stimme hinter ihm.

Rasch, mit hochgeschwungener Axt, drehte der Wanderer sich um.

»Wer wagt es, mich zu beleidigen?«

Die zwei schwarzen Gestalten standen vor ihm. Er trat einen Schritt zurück und lehnte schlagfertig seinen Rücken an den breiten Stamm einer vierhundertjährigen Eiche.

»Ich hab Euch nicht beleidigt, Herr Ritter Kurt von Steinau«, antwortete einer der beiden schwarzen Männer, »sondern nur die Wahrheit gesagt, die ich beweisen kann.«

»Wer seid Ihr, und woher kennt Ihr meinen Namen?«

»Wir beide sind Wissende des heimlichen Gerichtes, der

heiligen Feme.«

»So! Wohlan, als Wissende werdet Ihr wohl auch wissen, warum und an wem ich Rache nehmen will, und dass meine Rache vollkommen gerechtfertigt ist?«

Der schwarze Mann schüttelte den Kopf.

»Ihr schweigt? Schüttelt Ihr den Kopf, weil Ihr nichts wisst, und doch ein Wissender sein wollt?«

»Nicht deshalb. Der Besitzer dieser Burg, der mächtige und verwegene Raubritter Wolfram von Bärenburg, genannt der Erzteufel, hat zur Zeit, da ihr im Heer des Kaisers tapfer gekämpft habt, Euer junges und schönes Weib, kaum seit einem halben Jahr Euch angetraut, geraubt, Eure Burg ausgeplündert und niedergebrannt. Ist es nicht so?«

»Es ist so, wie Ihr sagt, aber es ist nicht alles.«

»Möglich! Es ist aber alles, was das heimliche Gericht über diese Freveltat erfahren hat. Daraus mögt Ihr entnehmen, dass auch das heimliche Gericht nicht allwissend ist. Zugegeben, allein auf die Dauer bleibt ihm nichts verborgen. Habt Ihr nirgends Klage erhoben?«

»Ich hoffe nicht, dass Ihr einen Scherz mit mir treibt. Wo soll ich klagen? Welches Gericht hätte die Macht oder auch nur den guten Willen, meine Klage anzuhören, und die Mittel, die ausgesprochene Strafe an dem Beklagten vollziehen zu lassen?«

»Klagt bei Kaiser und Reich!«

»Bei Kaiser und Reich? Ein billiger Rat, wahrhaftig! Ich habe es getan, ich habe beim Kaiser geklagt, in dessen Feldlager ich stand, als mir ein entlaufener Knecht Wolframs die schreckliche Kunde brachte. Ich habe für den Kaiser mein Blut vergossen, ihm Siege erkämpfen helfen und mir dadurch einen gerechten Anspruch auf seine Dankbarkeit erworben. Ich hoffte auf einen Beweis derselben. Eitle Hoff-

nung!«

»Was antwortete Euch der Kaiser?«

»Dass der große Krieg, den er zu führen habe, seine ganze Kriegsmacht in Anspruch nehme, und er deshalb die Züchtigung der Raubritter und die Zerstörung ihrer Burgen einer günstigeren Zeit vorbehalten müsse. Sollte aber meine Geduld bis dahin nicht ausreichen, so möge ich trotz allem mich an das heimliche Gericht wenden.«

»Da gab Euch der Kaiser einen guten Rat, Herr Ritter! An jedem Freitag um Mitternacht, auf zehn Stunden im Umfang, werdet Ihr auf dem Kreuzweg des Waldes zwei Wissende finden, die bereit sind, Eure Klage beim freien Stuhl zu melden.«

»Ich werde kommen, obwohl im Voraus davon überzeugt, dass selbst die heilige Feme ihr Urteil an Wolfram nicht vollziehen können. Erwartet nicht, dass er auf Eure Vorladung hin erscheint. Anderswo werdet Ihr ihn nur von zahllosen und verwegenen Reisigen umgeben finden.«

»Seid unbesorgt, Herr Ritter! Ein von der heiligen Feme Verurteilter kann seiner Strafen nicht entkommen.«

»Aber wann?«

»Spätestens in sechs Wochen.«

»Lang genug für meine Rache. Aber wenn die sechs Wochen fruchtlos verstrichen sind, dann werdet Ihr mich doch für berechtigt halten, mit eigener Hand mich zu rächen?«

»In diesem Fall ... ja.«

»Wohlan, so sei es.«

»Kennt Ihr den Wolfram, Herr Ritter?«

»Nein, ich hab ihn noch nie gesehen.«

»So will ich ihn Euch beschreiben.«

»Ihr habt ihn als schon gesehen, und wo?«

»In einer Dorfkirche, worin er mit zwölf Speißgesellen die Messe hörte, während zwanzig andere vor der Kirche Wache hielten.«

»Höllische Gotteslästerung! Doch lasst hören!«

Kapitel 2 Menschenfleisch

Der schwarze Mann streckte den Kopf lauschend zur Seite, da er seinen Gefährten nicht zurückkommen hörte, der nach dem Beginn des Gespräches einen Rundgang um den Bärenzwinger begonnen hatte.

»Nichts erspäht, Bruder?«, fragte er.

»Gar nichts. Keine Spur eines Einganges, weder in den Bärenzwinger, noch in den Granitberg, auf dem die Burg steht.«

»Wolfram kann doch mit seinen Raubmördern und Rosen nicht aus- und einfliegen wie die Geier in ihre Nester. Er wird also unterirdische Ein- und Ausgänge haben, die man wohl auch noch finden kann. Wisst ihr nicht, Ritter Kurt, auf welche Art Wolframs entlaufener Knecht in die Burg einzog und aus ihr entkam?«

»Bei einer Jagd Wolframs war er unter den zu Treibern aufgebotenen Landleuten, nahm den angebotenen Dienst an, um sich an Wolfram zu rächen, der seine Geliebte getötet hatte. Er wurde nachts mit verbundenen Augen in die Burg gebracht, und ebenso am dritten Tage wieder auf die Jagd, von wo er entwich, als ihm ein alter Bekannter unter den Treibern warnend sagte, er habe mit eigenen Ohren die Äußerung Wolframs zu einem von dessen Gefolge gehört,

dass ihm dieser Bursche verdächtig vorkomme und er ihn noch in dieser Nacht den Bären als Futter wolle vorwerfen lassen.«

»Schrecklich!«, erwiderten die zwei schwarzen Männer.

»Der Knecht, er heißt Klaus, erzählte mir auch, dass im Bärenzwinger fünfzig Bären seien, welche Wolfram als Junge gefangen und hier mit Menschenfleisch großgezogen habe.«

»Schauderhaft und fast unglaublich!«

»Ihr dürft es glauben, denn Klaus sah es mit eigenen Augen, dass Gefangene nackt ausgezogen und durch das große, jetzt hell erleuchtete Bogenfenster in den Bärenzwinger geworfen und dort von den Bären zerfleischt und gefressen wurden.«

Die beiden schwarzen Männer schauderten, ohne ein Wort sprechen zu können.

»Ich wüsste noch mehr, aber lasst mich jetzt schweigen, damit nicht die Erinnerung an eine höllische Untat mich in Wahnsinn stürzt. O Gott, nur nicht wahnsinnig lass mich werden, damit ich nicht auf meine Rache verzichten muss, die dem Erzteufel bis an das Ende der Welt, ja selbst bis in die Hölle folgen soll!«

Eine kurze Pause trat ein.

»Ihr verspracht mir eine Beschreibung der Person Wolframs, die mir zur Verhütung einer Verwechslung sehr erwünscht und notwendig ist. Wir sind unterbrochen worden.«

»Wolfram ist ungewöhnlich groß, sehr breitschulterig. Die Haare seines dichten Bartes sind schwarzgrau, die Haare seines Hauptes von gleicher Farbe, struppig, und flattern in der Länge einer Löwenmähne über seinen Stiernacken und seine Schultern hinab. Sein großes Gesicht ist so bleich

wie ein Totenschädel aus einer Beinkammer, aber breit, die Nase groß und dick. Der Mund mit den wulstigen Lippen zeigt das Gebiss eines Wolfes. Der wilde Ausdruck seiner Gesichtszüge ändert sich nie, und diese bleiben unwandelbar und wie erstarrt, selbst wenn er in ein grimmiges Gelächter ausbricht. Schwert und Speer handhabt er mit unerreichbarer Gewandtheit, und wenn er einen Axthieb in einen Baum führt, so ist kein anderer Mann imstande, sie herauszuziehen.«

»Das kann ich auch!«, rief Ritter Kurt und hieb seine Axt mit einem gewaltigen Schwung so tief in eine Eiche, dass von der Klinge nichts mehr zu sehen war.

»Versucht es nun ihr beide, die Axt herauszuziehen.«

Alle Anstrengung der beiden schwarzen Männer war vergebens. Sie konnten noch nicht einmal die Axt ein wenig lockern.

»Glaubt ihr nun, dass ich dem verfluchten Wolfram mit einem Hieb dieser Axt den Schädel zu spalten in der Lage bin, trüge er auch einen Helm von gehärtetem Stahl?«

»Wir glauben es aus eigener Überzeugung und bewundern Eure Stärke. Überlasst ihn jedoch dem heimlichen Gericht!«

»Wenn nicht der Teufel ihn mir in den Weg jagt.«

»Geduldet Euch! Sein Ende ist nicht mehr fern.«

»Wer ist mächtig und willenskräftig genug, das Urteil der heiligen Feme in dieser Zeit des Faustrechts an ihm zu vollziehen?«

»Jeder von uns Mitgliedern des Femgerichts.«

»Ein Einzelner?«

»Ja.«

»Ich bewundere Euren kindlichen Glauben. Wolfram fürchtet Hunderte nicht.«

Die schwarzen Männer zuckten die Achseln.

»Wenn wir der Macht bedürfen, seinen Widerstand zu brechen, so ist der ehrenwerte Ritter Hugo von Klippenberg, nur eine Stunde von hier entfernt, den der Kaiser hoch in Ehren hält, ein unfehlbarer Vollstrecker unseres Urteils.«

»Gebe es Gott! Was trieb denn aber damals den Bösewicht in die Dorfkirche, wie Ihr erzählt habt?«

»Die Lust nach einem Jungferraub. Mit kecken Blicken musterte Wolfram in der Kirche die Mädchen des Dorfes und ließ sie dann vor ihr an sich vorüberziehen. Die Schönste und Tugendhafteste dieser Jungfrauen mit Namen Sabina, eine Bauerstochter, wählte er sich. Er bestieg sein Ross. Auf einen Wink von ihm legten zwei seiner Reisigen die heftig um Hilfe Schreiende über den Sattelknopf seines Rosses, der dem Vater der Geraubten welcher ihn kniend anflehte, sein einziges Kind, die Stütze seines Alters ihm zu lassen, höhnisch zurief ›Bei meiner Ritterehre, in 14 Tagen schick ich sie dir wieder!‹ und mit seinen Spießgesellen lachend von dannen sprengte.«

»Hat er sie zurückgeschickt?«

»Ja, aber als Leiche, über die eine Rossdecke gebreitet war, auf einer Tragbahre, welche die Reisigen vor das Haus ihres Vaters stellten und sich daraufhin schnell entfernten. Der greise Vater wankte aus seiner Hütte, zerrte mit zitternder Hand die verhüllende Decke weg und erblickte seine nackte Tochter, deren einst so schöne Augen ausgestochen, Nase und Zunge abgeschnitten und viele Teile des Leibes grässlich verstümmelt waren. Mit einem lauten, herzerreißenden Schrei stürzte der Alte tot zu Boden. Der Schlag hatte ihn getroffen, der Tod hatte ihn vor späteren namenlosen Leiden bewahrt.«

»Ha! Dies war die Geliebte des Klaus! Genau so hat er mir diese Mordgeschichte erzählt.«

»Ihr seht also, Ritter Kurt, dass ich die Wahrheit sage. Mehr als 30 Augenzeugen dieses Vorfalls sind bei dem heimlichen Gericht angemeldet.«

Jenseits der Bärenburg tauchte der Mond wie ein goldener Schwan aus den zerrissenen Wolken empor und erhellte den Wald zu beiden Seiten. Die drei Männer standen unbemerkbar im Schatten des Granitfelsens.

»Schaut doch hinauf zum Bogenfenster!«, sagte Ritter Kurt zu den beiden schwarzen Männern. »Brennende Fackeln ragen über das Gesims heraus, und ihre durch sie beleuchteten Träger scheinen sich rechts und links an die Pfeiler zu schmiegen, als ob dort ein Gedränge entstehe. Seht ihr es?«

»Ja.«

»Und die Bären im Zwinger fangen wieder betäubend zu brummen an. Sollte dies die Stunde ihrer Fütterung mit Menschenfleisch sein?«

»Glaubt doch nicht an ein solches Märchen, Herr Ritter!«, entgegnete einer der beiden schwarzen Männer.

In diesem Augenblick hörten sie einen erschütternden Angstschrei oben durch das von außen und innen beleuchtete offene Bogenfenster gellen, durch welches ein nackter Mensch mit gebundenen Händen und Füßen hinausgeschoben wurde, sodass er kopfüber in den Bärenzwinger hinunterstürzte, wo die grimmigen Bestien mit wildem Geheul über ihn herfielen und ihn gewiss noch nicht zerfleischt hatten, als ihm schon ein zweiter, dritter und vierter Mensch folgte. Den Abschluss machte eine durch Form und Stimme unverkennbar weibliche Person, dann hörte man von oben herab ein jauchzendes Brüllen der teuflischen

schen Zecher, das selbst von dem höllischen Jubeltusch der Trompeten und wirbelnden Pausen nicht übertäubt wurde.

»Da habt ihr nun das Märchen!«, rief Ritter Kurt den beiden schwarzen Männern zu, die vor Entsetzen verstummten. »Erfahrt nun, was ich Euch bisher nicht gesagt habe. Gerade so wie diese Unglückliche wurde mein geliebtes Weib den Bären zum Fraß vorgeworfen. Und ich sollte nicht zur Rache berechtigt sein? Rache, Rache dem verfluchten Erzteufel!«

Und mit flatternden Haaren und hocherhobener Axt rannte der Ritter stürmisch in die Tiefe des Waldes.

Schweigend verließen die beiden schwarzen Männer auf entgegengesetzter Seite diese Stätte von Gott und Menschen verfluchter Schandtaten.

Kapitel 3

Faustrecht und Femgericht

Die Freunde von Rittergeschichten werden oft schon vom Faustrecht und Femgericht gelesen haben, ohne darin etwas Näheres über ihren Ursprung, ihre Einrichtung, ihre Wirksamkeit, ihre Dauer und ihr Ende zu finden, was doch zum gründlichen Verständnisse solcher Erzählungen notwendig erscheint. Diese Lücke soll nun hier in möglichster Kürze ausgefüllt und somit dem Wunsch wissbegieriger Leser auf eine unterhaltende Weise entsprochen werden.

Kaiser Ludwig der Deutsche erlaubte seinen größeren Lehn Männern die Erbauung von Burgen zum Schutz von Deutschlands Grenzen gegen die Einfälle feindlicher Völker. Diese Burgen vermehrten sich aber bald so sehr, dass

sie bei den Gewalttätigkeiten der Lehnsmänner selbst den Kaisern gefährlich wurden. Die Burgherren, welche wohl wussten, dass sie den Kaisern für die Zwecke des Thrones unentbehrlich waren, benahmen sich wie Unabhängige und übten daher eine Willkür der Selbsthilfe gegeneinander, welche unter dem Namen Faustrecht sechs Jahrhunderte lang alle Ordnung zerstörte.

Das Schwert wurde der einzige Schiedsrichter, wodurch bald eine Verwirrung aller Verhältnisse und eine Schutzlosigkeit der Unbewehrten, eine frevelhafte Nichtachtung der heiligsten Verträge und selbst der Vorrechte geheiligter Stätten entstanden. Nach dem damaligen Zeitgeist war es nur der Kirche möglich, einen Versuch zur Abhilfe mit Aussicht auf einigen Erfolg zu machen. Von Burgund aus, wo die Gräuel des Faustrechtes am heftigsten wüteten, geschah der erste Schritt dazu. Mehrere burgundische Bischöfe machten einen Brief bekannt, der an vier Tage in der Woche, einschließlich des Sonntags, alle Privatfehden untersagte, sodass nur drei Tage dem wilden Ritter für seine blutigen Gerichte, die er über den wirklichen oder vorgeblichen Beleidiger halten wollte, übrig blieben, und nach welchem Kirchen, milde Stiftungen und landesherrliche Schlösser verschont sein sollten.

Kaiser Konrad II. genehmigte 1038 die Vorschriften dieses Briefes, den man Gottesfriede nannte, und es schien auch ein milderer, rechtlicher Geist walten zu wollen, besonders da das Ritterwesen mehr veredelt und ein Gesetzbuch für dieses errichtet wurde, worin jedem, der ehrloser Fehde schuldig war, die Turnierschranken verschlossen blieben. Aber die schwache, kraftlose Herrschaft mehrerer Kaiser vernichtete bald alles frühere Gute wieder. Ungeachtet des von Friedrich I. errichteten Land- und Burgfriedens, der

alle Befehdungen auf dreitägige Vorankündigung beschränkte, ungeachtet der nach und nach entstehenden Schutz- und Trutzbündnisse, wurde doch das Faustrecht mit einer empörenden Zügellosigkeit, mit einer unbegrenzten Verhöhnung aller Gesetze wieder gehandhabt, die arbeitende Schicht von dem niederen Adel, welcher sich der Arbeit schämte, und von den Rittern, welche sich durch die Kreuzzüge oder Verschwendung zu Grunde gerichtet hatten, angefallen, beraubt, misshandelt, getötet wurden.

Der kräftigen Hand des Kaisers Rudolph von Habsburg gelang es, einige Ordnung wieder herzustellen. Er zerstörte 70 Burgen oder Raubschlösser, und seine äußere Macht und innere Kraft legten der ritterlichen Zügellosigkeit ehrene Fesseln an. Nach seinem Tod trat das alte Unheil wieder zutage. Die Streitigkeiten der Kaiser mit dem päpstlichen Stuhl, das Auftreten mehr als eines römischen Königs zu gleicher Zeit und die Uneinigkeit der deutschen Fürsten erleichterten den Raubrittern wieder ihr schändliches Treiben. Albrecht II. starb, ohne einen guten Erfolg seiner großen Bemühungen erlebt zu haben. Dem edlen Kaiser Maximilian I. war es vorbehalten, auf dem Reichstag zu Worms am 7. August 1495, dem unvergesslichen Festtag Deutschlands durch die Einführung des ewigen Landfriedens das Faustrecht mit einem Mal aufzuheben. Alle Fehden wurden darin bei Strafe der Reichsacht und bei 2000 Mark reinen Goldes, auch bei Verlust aller Vorrechte, Lehensgüter und anderer Ansprüche im ganzen Reich und auf ewig verboten. Gleicher Strafe verfiel jener, der einen Landfriedensbrecher beherbergen oder auf andere Art ihm förderlich sein würde.

Dagegen wurde am selben Tag eine Kammergerichtsordnung bekannt gegeben. Das Kammergericht sollte über alle

Streitigkeiten zwischen den Ständen entscheiden. Ihm war die Aufsicht über die Aufrechterhaltung des Landfriedens, die Bestrafung der Übertreter übertragen. Dieser Gerichtshof trat an die Stelle des sonst stets gezückten Schwertes. Der Reichstag im Jahre 1512, welcher Deutschland eine neue, zweckmäßigere Gebietseinteilung gab, verschaffte dadurch dem Landfrieden eine noch festere Dauer.

Zur Zeit, als das Faustrecht im ärgsten Schwunge war, hatten die Gerichte, welche die Bischöfe oder die königlichen Kommissarien hielten, alle Macht und alles Ansehen verloren. Niemand konnte bei ihnen sein gutes Recht finden, weil sie ihre Aussprüche nicht zu vollziehen vermochten. Nach dem Fall Heinrichs des Löwen (1182), nach der Auslösung des Herzogtums Sachsen, erhielt der Erzbischof von Köln von Heinrichs Ländern Engern und Westfalen unter dem Namen eines Herzogtums. Damals entstanden die heimlichen Gerichte, oder, wie sie sich selbst nannten, Freigerichte, westfälische Gerichte, Femgerichte, von dem alten sächsischen Wort *verfemen*, das so viel als verbannen, verfluchen, ächten bedeutet. Während der allgemeinen Verwirrung in Deutschland verschafften sie sich ein furchtbares Ansehen, welches die Kaiser in der Folge dadurch vergrößerten, dass sie selbst diese Freigerichte bisweilen zu ihren Absichten benutzten, um mächtige Adlige dadurch zu schrecken. Wo Gewalt alles und Recht nichts galt, konnten diese heimlichen Gerichte allerdings bisweilen wohlthätige Wirkungen hervorbringen. Vor ihrem Urtheilsspruch, der plötzlich erschien und vollzogen wurde, musste selbst der kühnste Frevler zittern.

Aber diese Gerichte arteten in der Folge aus, banden sich nicht mehr an Gesetze und Vorschriften, und das Geheimnis, in das sie sich hüllten, diente zuletzt nur dem Eigen-

nutz und der Bosheit zum Deckmantel. Ihre eigentlichen Sitze waren in Westfalen. Es gab sie auch in Niedersachsen und selbst in einigen andern deutschen Provinzen, doch in diesen nur auf einen gewissen Bezirk eingeschränkt. Am berühmtesten und furchtbarsten waren die heimlichen Gerichte im 14. und 15. Jahrhundert. Der Vorsitz dieser nannte sich Freigraf - Grafen hießen in früheren Zeiten jene, welche in den Gauen im Namen des Königs Recht sprachen. Seine Beisitzer, die bei den Urteilen abstimmten und sie vollzogen, hießen Freischöffen, ihre Sitzungen Freidinge, und der Ort der Sitzungen der freie Stuhl. Die Zahl der freien Schöffen in allen Gauen und Städten Deutschlands betrug hunderttausend, wodurch sich ihr gewaltiges und furchtbares Ansehen erklärt.

Die Freischöffen erkannten sich an gewissen Zeichen und Losungen und wurden deshalb Wissende genannt. Ein furchtbarer Eid band sie, welche gelobten: »Die heilige Feme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint, der Regen netzt, vor allem, was zwischen Himmel und Erde ist.«

Wenn also die beiden schwarzen Männer dem Ritter Kurt gestanden, dass sie Wissende seien, so brachen sie ihren Eid, aber nur aus Angst und um ihr Leben vor dem Rasenden zu schützen, der sie als verummte Räuber töten konnte, um sein eigenes, vermeintlich von ihnen bedrohtes Leben zu sichern.

Die Mitglieder der heimlichen Gerichte erkannten den Kaiser als ihr Oberhaupt an und machten ihn aus diesem Grunde meistens bei seiner Krönung in Aachen zum Mitwissenden. Die Aufnahme sollte nach strenger Regel nur auf roter, das heißt westfälischer Erde geschehen, daher sie

sich auch Brüder der roten Erde nannten.

Die Sitzungen des Gerichtes waren öffentliche und heimliche, jene bei Tage, unter freiem Himmel, diese bei Nacht in einem Walde, oder in unterirdischen verborgenen Orten. Sie richteten über die Verbrechen der Ketzerei, Zauberei, Notzucht, des Diebstahls, Raubes und Mordes. Die Anklage geschah durch einen Freischöffen, der, ohne weiteren Beweis zu führen, durch Ablegung eines Eides versicherte, dass der Angeklagte das Verbrechen wirklich begangen habe.

Der Angeklagte wurde nun dreimal vor das heimliche Gericht geladen, indem man die Ladung insgeheim an die Tür seiner Wohnung oder in deren Nähe heftete, der Ankläger blieb unbekannt. Wenn der Angeklagte auf die dritte Ladung nicht erschien, so wurde er in einer feierlichen Sitzung des Gerichtes, die man die heimliche Acht nannte, noch einmal vorgeladen, und wenn er auch dieses Mal ausblieb, verfehmt, nämlich den Freischöffen Preis gegeben. Der erste Freischöffe nun, der den Angeklagten traf, knüpfte ihn an einem Baum auf, nicht an einem Galgen, zum Zeichen, dass der Freischöffe es getan hatte. Wehrte sich der Verurteilte, so hatte der Freischöffe das Recht, ihn niederzustoßen. Sie legten dann ihr Messer neben den Körper, ebenfalls um anzuzeigen, dass es kein Mord sondern die von einem Freischöffen vollzogene Strafe wäre. Der Freischöffe, der einem Verurteilten einen geheimen Wink zu seiner Rettung gab, wurde selbst mit dem Tode bestraft.

Die heimlichen Gerichte, welche die Gründe ihrer Urteile nie bekannt machten, nie von der Ausübung ihrer Gewalt Rechenschaft geben wollten, und, ohne den Angeklagten zu hören ihres Urteils aus meuchelmörderische Weise vollziehen ließen, sind ein ewiger Schandfleck in der deut-

schen Geschichte.

Das letzte Femgericht wurde 1568 bei Zelle abgehalten.

Kapitel 4

Eltern und Kinder

Das festliche Hochamt zur Feier der zweihundertjährigen Stiftung des reichen adeligen Stiftes und Frauenklosters Marienzell war zu Ende, der Segen gesprochen und die vorzüglich geschmückte Kirche von den Andächtigen jeden Alters und Geschlechtes aus der Umgegend verlassen worden. Unter diesen befanden sich auch viele Ritter mit ihren Frauen und Töchtern aus der Nähe und Ferne, darunter auch die Eltern von zwei Töchtern, die in diesem Kloster als Nonnen und bestimmt waren, in ein paar Jahren den Schleier zu nehmen. Als Mitgabe sollten sie eine bedeutende Summe Geldes, und nach dem früheren Tode des Vaters und der Mutter, für deren ewiges Seelenheil sie dann täglich andächtig beten würden, das Kloster die stattliche Burg Alpenfall mit großen Ländereien freieigen erhalten.

Bei dem Festmahl war für die adeligen Ritterdamen an der Tafel der Äbtissin im Inneren der Klausur gedeckt, während die Ritter im Refektorium bewirtet und von den Klosterknechten bedient wurden, die mit Weib und Kindern in Hütten außerhalb der Klostermauer wohnten.

Kurz vor dem Beginn des Mahles ließ sich der Schirmvogt dieses Klosters, der ehrenwerte Ritter Hugo von Klippenberg, am Sprachgitter sämtliche Nonnen, fünfzehn an der Zahl, die meisten noch nicht zwanzig Jahre alt, und die Novizen vorstellen, deren das Kloster zurzeit nur zwei hatte,

die eben genannten beiden Schwestern Veronika, 16 Jahre alt, und Elsbeth, ein Jahr jünger.

Der Ritter Hugo, ein noch junger, großer und schlanker Mann von höchstens 34 bis 36 Jahren, von sanfter und freundlicher Miene, brachte den Nonnen, die ihm von der Novizenmeisterin vorgestellt wurden, den wohlwollendsten Gruß seiner Gemahlin, die leider und zu ihrem größten Bedauern am Mitkommen verhindert worden sei, und die er, wie sich selbst, ihrem andächtigen Gebet empfehle. Zugleich ermahnte er sie, in Tugend und Frömmigkeit nicht nachzugeben. Zu dem Schwesterpaar aber sagte er, dass sie, wie jetzt körperlich, so auch weiterhin durch einen gottseligen Lebenswandel im Kloster den Engeln im Himmel immer mehr ähnlich zu werden streben sollten. Die Nonnen und Novizen weinten vor Rührung, und selbst die harte Novizenmeisterin konnte eine innere Bewegung nicht ganz verhehlen.

Als die Eltern der beiden Schwestern an das Sprachgitter kamen, weinten diese wieder, aber dieses Mal nicht aus Rührung, sondern aus inniger Sehnsucht, ihnen in die heimatliche Burg folgen zu dürfen.

»Wie geht es euch, liebe Kinder?«, fragte der Vater.

Nach einigem Zögern und einem strengen Blick der Novizenmeisterin, welcher dem Vater nicht entgangen war, erwiderten die armen Töchter kleinlaut: »Gut!«

»Es fehlt euch doch nichts?«, fragte die Mutter.

»Nein.«

»Warum weint ihr also?«

»Das ist immer so, wenn Novizen hier ihre Eltern sehen«, bemerkte die Novizenmeisterin. »Sie erinnern sich dabei an die häuslichen Freuden ihrer Kinderjahre.«

Nach gegenseitigen Erkundigungen versprachen die El-

tern, sie bald wieder zu besuchen, und sie wohl noch vor ihrer Heimreise zu sehen.

Die Schwestern weinten noch heftiger, als Vater und Mutter sich abwendend ihnen mit den Händen Abschiedsküsse zuwarfen. Die beiden Novizen hatten aber allen Grund, betrübt zu sein, da ihre Meisterin streng und feindselig gegen sie verfuhr, sodass sie oft bei jedem geringen Fehler hart gerügt wurden.

Dieser Groll entsprang aber aus der Weigerung der Äbtissin, ihre vermögenslose Nichte als Novize aufzunehmen, solange nicht die beiden Schwestern den Schleier begehrten, wozu noch eine Probezeit von 2 Jahren erforderlich war.

Kapitel 5 **Der Schutzengel**

Die beiden Novizen durften nicht mit der Äbtissin, den übrigen Nonnen und den eingeladenen Ritterdamen an der Fremdentafel speisen, sondern mussten ihr Mahl in der Zelle ihrer Meisterin verzehren. Diese hielt es nicht für ratsam, die Schwestern nochmals von ihren Eltern Abschied nehmen zu lassen und führte sie daher nach dem Essen in den Klostergarten, der von einer hohen Mauer umgeben und gegen Süden nur durch einen schmalen Landweg getrennt war, an einen kleinen See grenzte, zu welchem aus dem Garten eine eisenbeschlagene Pforte führte. Den Schlüssel zu dieser besaß der außerhalb unter anderen Dienstleuten eine eigene Hütte bewohnende Klosterfischer. An Tagen, wo man den Fischer nicht benötigte, war dieses

Pförtlein von innen verschlossen. Dies war an diesem Festtag nicht der Fall, da der Fischer öfter zum See musste, um je nach der wachsenden Menge der Gäste wiederholt benötigte Fische in die Küche zu liefern.

Die Novizenmeisterin ging mit den beiden Schwestern lange Zeit in dem großen Garten spazieren, unterhielt sich aber mit den beiden unbeliebten Mädchen kaum und wurde bald so müde, dass sie mit ihnen in eine dichte Jasminlaube trat, um auszuruhen. Veronika und Elsbeth mussten ebenfalls Platz nehmen und aus den gepflückten Blumen Sträuße für das Bild der Schutzheiligen des Klosters oder ihren Betten winden. Während sie mit leiser Stimme ein geistliches Lied sangen, wurde die Alte von einem festen Schlaf befallen. Dies bemerkend nickten sich die beiden Schwestern zu und verließen leise die Laube.

In einiger Entfernung sagte Veronika zu ihrer Schwester: »Weil wir nun unsere böse Meisterin vom Halse haben, muss ich dir sagen, was mein Herz seit einigen Tagen so lebhaft bestürmt.«

»Nun, das wäre?«

»Nichts weniger als die Flucht aus dem Kloster, welcher Vorsatz in mir von Tag zu Tag immer stärker wird, seitdem ich jüngst so lebhaft geträumt hatte.«

»Und was hast du geträumt?«

»Es war vor etlichen Tagen, als uns abends die Novizenmeisterin so feindselig gegenübertrat und mir sogar derbe Züchtigung androhte. Mit schwerem düsteren Gemüt suchte ich an diesem Abend mein Schlafgemach auf. Lange konnte ich nicht einschlafen, bis endlich, kaum entschlummert eine jugendliche Gestalt im Traum erschien, mich auf die Stirn küsste, und sprach: »Fliehe aus diesen Mauern, die deiner Zukunft nicht bestimmt sind.«

»Ich erwachte, überdachte den Rest der Nacht diesen sonderbaren Traum und konnte die Milde und Sanftmut der Gestalt, die ich durchaus für meinen Schutzengel halte, nicht mehr aus dem Sinn bringen.«

»Sonderbar! Wenn es nur kein falscher Schutzengel war, der dich zu der Sünde verleiten wollte, aus dem Kloster zu entfliehen.«

»Für uns ist es keine Sünde, weil wir keine Nonnen, durch keinen Eid, durch kein Gelübde, gebunden sind. Wie unsere guten Eltern uns zu jeder Zeit aus dem Kloster wieder abholen können, so steht es auch uns frei, es zu verlassen. Ja, es ist sogar unsere Pflicht, dem Befehl des heiligen Schutzengels zu gehorchen.«

»Du kannst recht haben, Schwester! Aber wie wird es uns möglich sein, unbemerkt aus dem Kloster zu kommen?«

»Nichts leichter als das. Ich habe vorhin gesehen, dass die Pforte zum See nur angelehnt ist. Wir schlüpfen hinaus, machen den Fischernachen los und fahren quer hinüber bis zum Wald. Dort geben wir dem Nachen einen Stoß, und der Wind wird ihn dann schon in den See hinaustreiben, wo ihn der Fischer wieder holen mag. Steuern und Rudern können wir auch, wir haben es ja auf dem großen Weiher der väterlichen Burg oft genug versucht.«

»Was tun wir aber im Wald?«

»Zu den Eltern heimgehen.«

»Kennst du den Weg zu unserer Burg?«

»Nein, wir erfragen ihn schon.«

»Aber die Eltern werden darüber verärgert sein, dass wir entflohen sind und uns wieder in das Kloster zurückbringen, wo uns schwere Strafe erwartet.«

»Fürchte dich nicht! Wir sagen Vater und Mutter, wie hart die Novizenmeisterin mit uns umging und dass unser

Schutzengel uns angeordnet hat, aus dem Kloster zu fliehen.«

»Nun gut, lass uns fliehen! Ich fände es gut, wenn wir auch die gute Schwester Angelika mitnehmen könnten, die im Kloster aus Gottes Barmherzigkeit aufgenommen wurde, schwere Arbeiten verrichten muss, übel behandelt wird und uns gegenüber immer so herzensgut war.«

»Wir können sie jetzt nicht mehr aufsuchen. Komm, folge mir schnell, bevor unsere Alte erwacht, sonst ist unsere Flucht vereitelt!«

Beide Schwestern flohen über den Rasen hinter der Laube, worin ihre Zuchtmeisterin noch immer fest schlief, und waren der Pforte, die ihnen die Freiheit bringen sollte, schon sehr nahe, als sie Ruderschläge vernahmen. Stieß jemand mit dem Nachen vom Ufer ab, so blieben die beiden Schwestern Gefangene, vielleicht für immer. Doch nein! Hinter einer Rosenhecke kauern hörten sie, wie der eiserne Kettenring des Nachens in den Hacken des Pfostens am Ufer eingehängt wurde. Gleich darauf trat der Klosterfischer Lorenz in den Garten, ein mit köstlichen Fischen gefülltes Tragnetz in der Hand, nachträglich von der Küchenmeisterin für die Abendtafel bestellt. Nichts Arges denkend ließ er die Tür halb offen. Diesen Moment nutzten die Schwestern aus, sprangen flink zur Pforte hinaus, machten den Nachen los und ruderten schnell davon, durch den Trost beruhigt, dass der immer durstige Lorenz die Küche gewiss nicht verlassen würde, ohne zuvor sich mit einem Becher Wein und einigen Speiseresten der Mittagsfesttafel gelabt zu haben.

Glücklich erreichten die Fliehenden das jenseitige Ufer, ohne dass sie vom Seerand des Klosters aus von einem Späher erblickt wurden.

Sie gingen tiefer in den stillen Wald hinein, ruhten sich unter einer großen, schattigen Buche aus, tupften sich den Schweiß von der Stirn und verzehrten zwei Stückchen Kuchen, welche sie, wie üblich bei Festtafeln, in die Taschen gesteckt hatten.

»Es ist höchste Zeit, dass wir weitergehen«, sagte Veronika aufstehend, »sonst wird es dunkel im Wald, und wir sehen keinen Pfad mehr.«

»Aber in welche Richtung sollen wir gehen?«, erwiderte Elsbeth, gleichfalls sich erhebend.

»So weit ich mich erinnere, liegt unsere Burg hinter der oberen Seite des Sees. Wir gehen also immer am Ufer des Sees aufwärts, jedoch immer waldeinwärts, um vom Kloster aus nicht gesehen, verfolgt und eingeholt zu werden. Ich denke, dass wir spätestens in zwei Stunden bei unsern lieben Eltern sind.«

»Gehen wir!«

Die beiden Schwestern mochten etwa eine halbe Stunde weit gegangen sein, ab und zu durch Dornensträucher, die sie umgehen mussten, von ihrem Pfad abgekommen, als plötzlich zwei wild aussehende Männer mit Jagdspießen in den Händen vor ihnen standen und über ihr weithin gelendes Angstgeschrei lachten.

»Ei, ei, zwei recht hübsche Klosterjungfern, die entwischt sind! Wie wird sich unser Herr, Ritter Wolfram, freuen, wenn wir ihm zwei so liebliche Waldtäubchen, die seine Lieblingsspeise sind, von der Jagd heimbringen!«

Sie brachen bei diesen Worten in ein höhnisches Gelächter aus. Jeder von ihnen fasste eine der beiden Schwestern ans Handgelenk, um sie ungeachtet ihres Sträubens, Weinens und unaufhörlichen heftigen Schreiens in die Bärenburg zu schleppen, für diesen seltenen Fang mit einer rei-

chen Belohnung rechnend.

Kapitel 6 Die Waldhexe

Durch das Hochgewitter und den strömenden Regen erfrischt, erwachten der Wald und alle Tiere in ihm nach der furchtbaren Nacht und der schrecklichen Bärenfütterung mit Menschenfleisch im strahlenden Licht der aufgehenden Sonne zu neuem Leben. Die Amseln mit ihren gelben Schnäbeln, die munteren Finken und viele andere Singvögel hüpfen fröhlich auf den Zweigen der Bäume und begrüßten mit ihren schönsten Liedern den herrlichen Morgen.

Aus tiefem Schlaf fuhr Ritter Kurt empor, der in der schmalen Wandvertiefung einer Sandgrube ein trockenes Nachtlager gefunden hatte. Es war ihm anfangs, als ob alles, was er in der entschwundenen Nacht erlebte, nur ein schwerer Traum gewesen war, bis ihn die Erinnerung an alle einzelnen Vorgänge mit der Überzeugung der entsetzlichen Wirklichkeit erfüllte. Hunger und Durst quälten ihn. Da lud ihn die Natur an ihre mütterliche Tafel und bewirtete ihn wie die Vögel mit Heidelbeeren und dem klaren Wasser eines kleinen Waldbaches.

»Was soll ich nun anstellen?«, fragte er sich.

»Hier im Wald kann ich auf die Dauer mich nicht herumtreiben, nicht in einer Höhle wohnen und mich nur mit dem Fleisch erlegten Wildes ernähren. Bricht meine Axt oder verlier ich sie, so bin ich waffenlos den wilden Bestien ausgeliefert. Soll ich in irgendeiner Ritterburg gastliche

Aufnahme suchen? Ich will keine Almosen. Leiste ich dem gastfreundlichen Ritter Beistand in einer Fehde, so weiß ich nicht einmal, ob ich für eine gerechte Sache kämpfe, und ich könnte mein Leben verlieren, das ich nur für meine Rache an dem Mörder meines geliebten Weibes einzusetzen geschworen habe. Um diesen Zweck zu erreichen, darf ich mich von dieser Gegend in der Nähe der Bärenburg nicht entfernen. Ja, ich bleibe in diesem Wald. Der rächende Gott kann Wolfram auf einer Jagd in meine Hände liefern. Leider habe ich keine Armbrust, um ihn vom sicheren Versteck eines Gebüsches aus, vom Ross zu schießen. Ich bin aber ein guter Schütze, und so könnte mir leicht das Unglück begegnen, ihn augenblicklich zu töten, was nicht geschehen darf. Bevor ich ihn mit meiner Axt in Stücke hauen soll er aus meinem Mund erfahren, dass ich es bin, Ritter Kurt von Steinau, der ihn zur Strafe des Weibermordes wie einen giftigen Basiliken erschlägt.

Aber die schwarzen Männer der heiligen Feme haben mich vor Selbsthilfe gewarnt. Gut, ich will am nächsten Freitag auf einem Kreuzweg erscheinen. Wie will denn das heimliche Gericht die Vorladung Wolframs an das Tor der Bärenburg heften, die kein Tor hat? Wie dem auch sei! Ist die Frist von sechs Wochen verstrichen, ohne dass an ihm das Urteil des heimlichen Gerichtes vollzogen wurde, so bin ich der Vollstrecker!«

Mit solchen Gedanken und halblaut gemurmelten Worten schritt Kurt immer tiefer in den oft völlig unwegsamen Wald hinein, als er plötzlich ein leises Ächzen in seiner Nähe vernahm. Er blieb stehen und lauschte. Er drängte sich durch ein dichtes Gebüsch und erblickte ein altes Weib mit einer schweren Kiepe auf dem Rücken, das zu Boden gefallen war. Da die Alte mit dem Kopf tiefer lag als mit

dem übrigen Leib, so bemühte sie sich vergebens, aufzustehen. Kurt sprang hinzu, fasste sie um die Hüfte und hob sie federleicht empor.

»Du hast dir doch nicht wehgetan, liebe Alte?«, fragte sie Kurt einfühlsam, während er die aus dem Tragekorb herausgefallenen Kräuter zusammenraffte und wieder hineinlegte.

»Nein«, antwortete die Alte, die Gesichtszüge des Ritters mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtend. »Ich danke Euch für Euern Beistand.«

»Ist kaum eines Dankes wert, doch kam er zur rechten Zeit, da dich in dieser hilflosen Lage leicht Bären oder Wölfe hätten zerreißen können.«

»Ich fürchte mehr die bösen Menschen als Bären und Wölfe, die mir immer ängstlich aus dem Weg gehen, weil ich von Zeit zu Zeit meinen ganzen Leib mit dem Saft eines Krautes einreibe, dessen Geruch diesen Bestien unausstehlich ist. Aber der Hungertod stand mir bevor, wenn Ihr nicht gekommen wärt.«

»So dank' ich Gott, dass er mir Gelegenheit gab, dich zu retten.«

»Ihr habt noch immer das gute Herz Eurer Kinderjahre.«

Kurt sah sie verwundert an. »Wie meinst du dies?«, fragte er.

»Das ist eine lange Geschichte, die ich Euch in meinem sogenannten Hexennest erzählen will, wenn Ihr mich dahin begleiten wollt.«

»Recht gerne.«

»Der Weg ist nicht weit, und ich kann Euch dort einen guten Imbiss auftischen, und einen Krug welschen Weines, wie Ihr ihn vielleicht auf Steinau nie besser getrunken habt.«

Bei diesen Worten blinzelte sie ihn mit ihren kleinen grauen Augen an, und ein gutmütiges Lächeln spielte um ihren zahnlosen Mund.

»Auf Steinau?«, fragte Kurt, mit Mühe sein Erstaunen verhehlend, indem er den Stab vom Boden aufhob, der ihr beim Sturz aus der Hand gefallen war, und ihn ihr reichte.

»Ja, auf Steinau.«

»Wo liegt denn dieses Steinau, und was ist es?«

»Nicht volle drei Stunden von hier, eine Burg.«

»An eine Burg Steinau kann ich mich nicht erinnern.«

»Glaub ich gerne«, erwiderte die Alte kichernd, »in Eurem hohen Alter ist das Gedächtnis schwach geworden. Da ist das Gedächtnis der mehr als achtzigjährigen Waldhexe, wie mich die Leute nennen, ohne zu wissen warum, viel stärker, als das Eurige.«

»Daran zweifle ich nicht. Aber es ist mein voller Ernst, wenn ich dir sage, dass ich eine Burg Steinau nicht zu kenne.«

»Ich auch nicht,« lachte die Waldhexe aus vollem Halse, »denn die Burg Steinau ist verbrannt, und dem Erdboden gleichgemacht worden.«

»Eine traurige Geschichte!«

»Jawohl! Hat aber nichts zu sagen, denn der rechtmäßige Besitzer von Grund und Boden, auf welchem die Burg Steinau stand, wird sie bald prächtiger wieder aufbauen, als sie jemals war.«

»Ist er denn so reich?«

»Was nicht ist, kann noch werden.«

Nachdem sie eine Weile durch den Wald gelaufen waren, kamen die alte Frau und Ritter Kurt ihrem Ziel immer näher.

»Jetzt sind wir gleich an meinem Hexennest. Seid indes

nicht stutzig, nur mein hohes Alter, mein gebeugter Körper und mein runzliges Gesicht drücken mir diesen Schimpf auf. Ich will Euch den Weg weisen. Folgt mir getrost.«

Kapitel 7 Im Hexennest

Hohes dorniges Gebüsch führte wie durch die Windungen eines Irrgartens zu einer in einen Felsen gehauene Höhle, die früher von einem Klausner bewohnt war. Ein alter hölzerner Stuhl und Tisch, roh gezimmert, im Hintergrund ein Mooslager mit einer fadenscheinigen ausgedienten Rossdecke, ein irdener Wasserkrug mit halb abgebrochenem Henkel, an der einen Wand ein aus leichten Baumästen gemachtes, mit Zweigen durchwundenes Gestell, auf welchem Kräuter zum Trocknen lagen, während im untersten Fach irdene Töpfchen von verschiedener Größe standen, zubereitete Salben enthaltend. An der gegenüberliegenden Wand ein steinernes, von der Alten mit Waldblumen reich verziertes Kruzifix. Aus diesen Dingen bestand die ganze Einrichtung, welche Kurt mit mitleidigen Blicken betrachtete.

»Da sieht es wirklich nicht aus, als ob der versprochene Imbiss für Euch zu finden sei. Doch geduldet Euch nur ein wenig!«, sagte die Alte, ordnete die im Tragkorb mitgebrachten Kräuter auf dem Wandgestell, trat dann dem Ritter Kurt gegenüber, und fuhr fort: »Ich weiß recht gut, dass ich Euch mein Vertrauen ohne Scheu schenken darf, darum sollt Ihr sehen, was ich noch keinem anderen Menschen gezeigt habe.«

Sie nahm ein Stück Holz, bückte sich, und stieß damit in die Öffnung unter dem schmalen steinernen Herd, der in einer Ecke dieser ärmlichen Behausung stand. Augenblicklich drehte sich die Nische mit dem Kruzifix und wies den Eingang in ein anderes Gemach. Die Alte winkte lächelnd dem Ritter, ihr zu folgen, und ging durch diese ungewöhnliche Tür voran, die sich hinter beiden wieder schloss, ohne durch eine Fuge wahrnehmbar zu sein.

Die Kammer war ziemlich geräumig und mit allem Nötigen für ein genügsames Unterkommen versehen, selbst mit einem Bett, wie es damals in den Hütten der Landleute üblich war. Das Tageslicht erhellte den Raum, indem es durch Felsenspalten brach. Eine offene Tür führte in eine andere Kammer, die noch größere Bequemlichkeiten, ja sogar zwei Betten enthielt, so einladend, als wären sie als Gästebetten bestimmt.

»Nun labt Euch zuvor«, sagte die Alte, während Kurt alles voller Verwunderung betrachtete, «bevor wir über mein Hexennest sprechen!«

Mit diesen Worten stellte sie auf einen hinter seinem Rücken schnell gedeckten Tisch einen großen Krug Wein, kalten Rehbraten und Brot.

»Ihr seht mir wahrhaftig nicht danach aus, als ob Ihr von einer Rittertafel kommt. Greift also nur wacker zu, und vergönnt mir eine halbe Stunde, mich mit meinen Kräutern zu beschäftigen. Danach werde ich Euch Erfreuliches erzählen!«

Der Ritter bedurfte keiner zweiten Aufforderung, um seinen Hunger und Durst zu stillen und hatte alles aufgezehrt, als die Alte zurückkam und freudig ausrief: »Gott segne es Euch, Ritter Kurt von Steinau! »Ihr seht schon viel besser aus als vorhin.«

»Du kennst mich?«, fragte Kurt, bestürzt vom Stuhl auf-fahrend.

»Ich kenne Euch nicht nur, sondern ich liebe Euch auch noch immer, wie ich Euch einst geliebt habe. Auch Ihr habt mich damals geliebt, vermögt Euch aber einer so alten Lieb-schaft und eines so alten Liebchens nicht mehr erinnern.«

Sie sprach im Ton tiefer Rührung und würde geweint ha-ben, wenn sie noch Tränen gehabt hätte.

Mit bewegtem Herzen erwiderte der gutmütige Kurt, der an die Macht seiner Liebe zu der verlorenen Gertraud dachte: »Ich verstehe dich nicht, gute Alte! Erkläre es mir näher!«

»Wie hieß Eure Wärterin, als Ihr noch ein Knabe von sechs Jahren gewesen ward?«

«Martha! Oh, meine gute Martha werde ich nie verges-sen!«

«Doch, doch!«, rief die Alte aus, sank zu Boden und um-klammerte Kurts Knie, mit tiefer Wehmut stöhnend.

»Die von Euch vergessene Martha – bin ich!«

»Heiliger Gott! Du meine Martha!«, erwiderte Kurt zu Tränen gerührt, indem er sie rasch aufhob und sie in seine Arme schloss. »So lebt doch ein Herz noch, das mich liebt!«

»Vielleicht auch ein zweites«, versetzte die überselige Martha.

»Welches meinst du, Martha?«

»Trübt durch keine solche Frage den freudigen Augen-blick, da ich Euch wiedersehe! Geduldet Euch, bis die Mög-lichkeit zur Wahrscheinlichkeit und dann diese zur Gewiss-heit wird!«

»Also doch noch möglich?«

»Ja, möglich! Aber stille davon!«

»Wie kamst du aus meines Vaters Burg und hierher?«

»Hört, Ritter Kurt, wie dies zugging! Ihr wisst, dass ich Euren Eltern viel bedeutet habe.«

»Das weiß ich.«

»Als ihr acht Jahre alt ward, brachte Euch der Vater in ein fernes Benediktinerkloster zum Unterricht. Er wollte einen gelehrten Ritter aus Euch machen, der einst am Hofe des Kaisers ein vornehmes Amt verwalten sollte. Aus Sehnsucht nach Euch wollte ich die Burg Steinau verlassen und zu meinem alten Bruder Martin ziehen, der hier wohnte, wo ich nun schon lange lebe, und als heilkundiger Klausener weit und breit berühmt war. Eure Eltern baten mich, bei ihnen zu bleiben. Nach sechs Jahren habt Ihr das Kloster verlassen und kamt auf einen kurzen Besuch nach Hause, wo ich Euch zum letzten Mal sah. Ihr habt mich so herzlich begrüßt wie in euren Kinderjahren und nahmt einen rührenden Abschied von mir, als Euch Euer Vater nach Burgund schickte, um bei einem mächtigen befreundeten Ritter in allen ritterlichen Tugenden Euch zu üben.«

»Ja, allerdings schied ich damals mit einer trüben Vorahnung von meinen geliebten Eltern, die ich nicht mehr wiedersehen sollte.«

»Eines Abends, als Eure Mutter bei einer benachbarten Rittersfrau auf Besuch war, sagte mir Euer Vater, der in allen Dingen ein besonderes Vertrauen in mich setzte, dass er in vier Wochen sein fünfundzwanzigjähriges Hochzeitfest feiern und an diesem Tag seine Gemahlin mit einem überaus reichen Schatz überraschen wolle, den er als redlich erworbene Kriegsbeute aus Italien mitgebracht habe. Er beschrieb mir genau die Stelle im Burgkeller, wo dieser Schatz unter dem letzten Fuß, rechts vom Eingang in einer Kiste vergraben liege, mit der Anmerkung, dass er mir dies anvertraue, damit ich, im Falle er plötzlich sterben sollte,

seine hinterlassene Witwe davon in Kenntnis setzen könne.«

»Dies wäre also das Geld, mit dem ich meine zerstörte Burg wieder aufbauen sollte?«

»Ja. Es war eben damals eine Seuche in ganz Deutschland ausgebrochen, an welcher leider auch Eure guten Eltern an einem Tag im Abstand von einer Stunde starben. Nachdem ich ihrer Bestattung in der Gruft der Burgkapelle beige-wohnt und geweint hatte, dass ich meinte, das Herz müsse mir brechen, verließ ich die Burg, die danach von einem Vormund verwaltet wurde, und zog hierher in die Klause meines Bruders Martin, von dem ich die geheimnisvollen Wirkungen der Kräuter erlernte. Er ist bereits vor sechs Jahren gestorben.«

»Fürchtest du dich nicht vor den Raubrittern?«

»Nein. Sie wissen, dass ich arm bin, und brauchen meine Salben gegen Wunden, meine Heiltränke gegen Krankheiten von Menschen und Vieh. Dafür schicken sie mir Wein und Wildbraten im Überfluss, da ihre Fehden kein Ende nehmen, während die Landleute Butter, Eier, Schmalz, Mehl und Geflügel liefern. Was mir übrig bleibt, schenke ich armen Leuten, die sich an jedem Sonntag bei mir einfinden.«

»Ja, ja, du bist noch immer die gutherzige Martha.«

»Christenpflicht, weiter nichts, Herr Ritter! Meine Einrichtung, die euch überrascht hat, ist ein Geschenk Eurer guten Mutter.«

»Warum hast du mich denn nie in Steinau aufgesucht?«

»Anfangs verhinderte mich jahrelang das Siechtum meines Bruders daran, den ich pflegen musste, und dann hörte ich von Leuten, die bei mir Hilfe suchten, dass Ihr zum Heer des Kaisers gegangen seid und während Eurer Abwe-

senheit der Erzteufel Wolfram Eure Burg geplündert und niedergebrannt, und Euer Weib geraubt habe.«

»Und in den Bärenzwinger geworfen. Ha, Erzteufel, du sollst meiner Rache nicht entgehen!«

Martha schüttelte den Kopf.

»Zweifelst du, dass ich mich an ihm rächen werde?«

»Nein, aber daran, dass Wolfram Euer Weib den Bären vorwerfen ließ.«

»Wie? Du zweifelst daran? Warum?«

»Weil mir zwei Knechte Wolframs, die zu verschiedener Zeit bei mir Salben holten, diese Raubgeschichte mehrmals erzählten, ohne von dem Sturz Eures Weibes in den Bärenzwinger zu sprechen, was sie in ihrer Wildheit zu erwähnen gewiss nicht vergessen hätten, wenn es geschehen wäre.«

»Wenn es nicht geschah, dann hat sie dem Räuber aus Todesangst Gehör gegeben. Um so schlimmer!«

»Ein solcher Argwohn geziemt Euch nicht, Herr Ritter! Es ist möglich, dass Euer Weib ihm entfloh und gar nicht auf Bärenburg kam.«

»Aber nicht, wahrscheinlich.«

»Wer weiß!«

»Kennst du Wolfram?«

»Sehr gut. Er kam schon öfter zu mir, um Wunden verbinden zu lassen, die er bei Raubzügen erhielt. Eine dieser Wunden war besonders gefährlich. Ein Schwerthieb drang in die linke Schulter und fuhr in der Herzgegend an den Rippen herab, ohne jedoch diese zu verletzen. Er wurde wieder ganz geheilt.«

»Der Teufel hilft seinen Anhängern.«

»Besten dank auch, Ritter Kurt! Da müsste ja ich der Teufel sein, weil ich den Wolfram geheilt habe.«

»So war es nicht gemeint, gute Martha!«, erwiderte Kurt lachend.

»Glaub's schon, Herr Ritter, glaub's schon. Nun, ich hab' auch nur scherzweise gesprochen.«

Kapitel 8 Rettung

Kurt, der sich auf fleißiges Zureden den lang entbehrten Wein trefflich munden ließ, und Martha plauderten noch einige Stunden von ihren Angelegenheiten.

»Du lebst aber sehr einsam und unbeschützt Martha. Wenn nun doch einmal Räuber dich überfielen, in der Hoffnung, verborgenes Gut bei dir zu finden, oder auch nur, von Hunger getrieben, einige Lebensmittel, wie könntest du dich retten?«

»Sehr leicht, Ritter Kurt, durch diese Höhle.«

Sie öffnete eine unscheinbare kleine Falltür hinter den beiden Betten, nachdem sie eine alte Lampe angezündet hatte, und sagte dem Ritter, er möge ihr folgen. Gewohnt, immer bewaffnet zu gehen, ergriff dieser seine auf einem Stuhl liegende Axt und ging hinter Martha acht bis zehn Stufen hinunter. Dann musste er nach einem kurzen Rundgang auf einem stufenlosen schmalen, sandigen Pfad, der durch ein aus den Felsenwänden sickerndes Wasser schlüpfrig war, aufwärts in die eigentliche Halle steigen, wo ihn eine kalte, dumpfe Luft empfing.

»Dort, etwa zwölf Schritte von uns entfernt, wo sich ein schwaches Tageslicht zeigt, wenn ich die Lampe hinter der Hand halte, ist eine Felsenspalte mit einer Schiebewand

von demselben rohen Stein versehen, die sich geräuschlos öffnen und schließen lässt, von außen durch hohe Büsche verdeckt. Durch diese Schiebewand erreicht man in etwa hundert Schritten das Ufer des Sees, an dessen jenseitigem Gestade das Kloster Marienzell liegt, dessen adelige Nonnen die Heilränke und Salben größtenteils von mir beziehen und für selbst gefertigte ausgeben.«

Plötzlich hörte man draußen einen durchdringenden Hilfeschrei weiblicher Stimmen.

»Lass mich hinaus, Martha!«, flüsterte Kurt eilig. »Es ist Ritterpflicht, bedrängten Damen zu helfen.«

»Wie Ihr wollt, aber seid vorsichtig!«

Kurt sprang hinaus, erblickte die beiden Reisigen, welche Veronika und Elsbeth fortschleppten, holte sie rasch ein und zerschmetterte dem Nächsten der beiden, die wegen des lauten Geschreis der zwei Novizen seine Schritte nicht hörten, mit einem Axtschlag das Genick. Der andere, seine Beute loslassend, die zu der Schwester eilte, entfloh, mit weithin schallender Stimme seinen Kameraden um Beistand rufend. Der Ritter fasste die Geretteten bei den Händen und verschwand mit ihnen in wenigen Augenblicken durch die Schiebewand, die sich hinter ihnen wieder schloss.

Martha, mit der Lanze in der Hand, grüßte die eintretenden Novizen, die bei ihrem Anblick zitterten.

»Fürchtet Euch nicht«, beruhigte sie Kurt, »diese Alte ist ein herzengutes Weib! Wer seid Ihr?«

»Die Töchter des Ritters Anselm von Alpenfall«, antwortete Veronika.

»Ah! Dann werdet ihr Euch aus früheren Jahren auch noch an einen guten Freund Eures Vaters erinnern, der oft auf Eure Burg kam und mit euch spielte. Ich bin Ritter Kurt

von Steinau!«

Voller Freude über dieses Wiedersehen und mit dem innigsten Dank für ihre Rettung reichten ihm beide Schwestern die Hände.

»Still!«, mahnte Martha, »ich höre Lärm!«

Wirklich hörte man schwere Schritte, wie von einer Menge von Männern.

Eine Stimme rief: »Ich sah sie in dieses Gebüsch rennen. Über diese Felsenwand konnten sie nicht hinauf. Sie haben sich also nach rechts oder links gewandt. Verteilen wir uns also zu beiden Seiten und umgehen den Berg. Sie können uns nicht entwischen!«

Man hörte sie forteilen. Martha ging mit dem Ritter und den beiden Schwestern in ihre größere Kammer, wo die holden Flüchtlinge aßen und tranken, um sich zu stärken, und danach ihr Abenteuer ausführlich erzählten. In der Nacht schliefen sie in den beiden Gästebetten; Martha, mit der sie sich bald befreundeten, in der Vorkammer, und Kurt im ersten Raum auf dem Mooslager.

Kapitel 9

Ein furchtbarer Besuch

Die Äbtissin von Marienzell, aus einem altgräflichen Hause stammend und sogar eine Verwandte des Kaisers, eine stolze, hochmütige Dame, zählte 36 Jahre, die Älteste ihrer fünfzehn Nonnen 37 Jahre, die Novizenmeisterin 42 Jahre.

Die hier Genannten saßen an der nicht minder reich besetzten Nachtmahlstafel, als die Festtafel mittags gewesen war, und ließen es sich aufs Behaglichste schmecken.

»Sind die zwei Novizen schon in ihren Zellen?«, fragte die Äbtissin mit einem stolzen Blick auf die Novizenmeisterin.

»Ja, hochwürdigste Frau«, antwortete diese mit bangem Herzen, obwohl ihr die Flucht schon bekannt war und sie die Schuld nicht auf den Fischer schieben konnte, da es ihre Pflicht war, die Novizen nicht aus den Augen zu lassen.

»Zwei Nonnen«, fuhr die Äbtissin fort, »sollten bei der in der Gruftkapelle liegenden Leiche der alten Nonne Euphrosina, die gestern gestorben ist, beten, und immer nach zwei Stunden abgelöst werden. Des großen Festes wegen habe ich sie heute von diesem Dienste dispensiert, allein missfällig bemerkt, dass der Sarg viel zu hoch steht, sodass die Landleute, welche in die Kapelle kommen, um für deren Seelenheil zu beten, die zu tief Liegende gar nicht sehen können. Dies muss vor Tagesanbruch geändert werden.«

In diesem Augenblick und noch die ganze Anweisung der Äbtissin hörend, trat die Küchenmagd Angelika in den Speisesaal und stellte auf einer großen silbernen Platte zwei gebratene Fasane nebst zwei mächtigen Torten auf die noch mit vielen köstlichen Speisen reich besetzte Tafel und entfernte sich wieder unter demütiger Verneigung.

Rechts von der Eingangstür in den Speisesaal, am Ende des langen und breiten Ganges, hing ein aus Holz geschnitztes großes Kruzifix an der Wand, vor welchem sich ein hoher mit violetterm Wollstoff bezogener Betschemel nach beiden Seiten hinzog.

Rechts und links vom Kruzifix leuchtete eine silberne Lampe an einer silbernen Kette. Vor ihrer Rückkehr in die Küche wollte Angelika eine kurze Andacht verrichten und kniete nieder, als sie klirrende Männerschritte die Haupttreppe heraufkommen hörte.

Blitzschnell durchzuckte es in ihren Kopf. »Das ist vielleicht Wolfram mit seiner Mörderbande!«

Eine Flucht in einen anstoßenden Nebengang war zu gewagt. Sie konnte zuvor noch von den Kommenden gesehen werden oder anderen über den Weg laufen.

Schnell entschlossen duckte sie sich hinter den Betschemel, mit zitterndem Herzen betend.

Gott lenkte die Gefahr von ihr ab.

Wolfram, er war es wirklich, trat geradewegs in den Speisesaal, und seine zwei Gefährten kehrten zur obersten Stufe der Haupttreppe zurück, um dort Wache zu halten. Diesen Augenblick benutzte Angelika, um bei dem Geräusch der dröhnenden Schritte durch einen Seitengang und über eine Wendeltreppe in die Sakristei und in die Gruftkapelle entweichen zu können. Dort stieg sie auf das Trauergerüst, auf dem die Leiche der Nonne in ihrem Sarg aufgebahrt war, zerrte sie quer über diesen, schlüpfte in ihrer Todesangst unter die weiße Decke, auf welcher die Leiche lag, welche sie mit den seitwärts herausgestreckten Händen wieder in ihre vorige Lage brachte. Nur grenzenlose Angst vor Schmach und Tod konnte die arme Angelika zu diesem schrecklichen Entschluss treiben.

Bald darauf hörte sie das Zertrümmern des eisernen Gitters der Gruftkapelle, in welche die Räuber eindrangen, um mit goldenen und silbernen Gefäßen, Ampeln und Leuchtern ... ihre Säcke zu füllen, die sie raubgierig mitgebracht hatten. Schon waren sie mit diesem Geschäft fertig, als ein Räuber sich auf das Gerüst zum Sarg der Leiche schwang und seinen Gefährten zurief: »Hört! Wir wollen uns einen großen Spaß machen, die tote alte Nonne an die Klosterpforte hinstellen, so, als hätte dieser Spuckgeist die übrigen Nonnen aus dem Kloster verjagt.«

»Ei, lasst die Toten, die uns weder nutzen noch schaden können, in Frieden«, entgegnete einer aus der Bande. »Lasst uns lieber zurückkehren hinauf zu den Lebenden, wo lohnender Scherz uns erwartet. Kommt, was sollen wir länger in diesem Ort des Ernstes zwecklos verweilen, nachdem die Kostbarkeiten bereits in unserem Besitz sind.«

Alle stürmten zur Gruftkapelle hinaus.

Kapitel 10 Im Speisesaal

»Ihr führt ein behagliches klösterliches Leben, wie ich sehe«, sprach Wolfram höhnisch bei seinem Eintritt.

Die Äbtissin und alle Nonnen nebst der Novizenmeisterin sprangen erschrocken von ihren Stühlen auf.

»Wie? Ein Mann in unserm Nonnenkloster!«, rief die Äbtissin entsetzt aus, die Hände ringend.

»Ja, ein Mann, und was für ein Mann! Einer, der Euch in ein geschützteres Kloster zu stecken gedenkt.«

Die Nonnen stießen einen Schrei des Entsetzens aus, denn die Gäste, welche zu besonderen Festlichkeiten geladen kamen, hatten schon oft von Wolframs furchtbaren Gräueltaten erzählt. Sie waren bereits mit sich selbst darüber im Reinen, dass dieser Wolfram der Erzteufel sein musste.

»Wie konntet Ihr es wagen, die Heiligkeit unsers Frauenklosters so frevelhaft zu missachten?«, fuhr die Äbtissin männlich gefasst fort.

»Ich kümmere mich um keine Heiligkeit!«, erwiderte Wolfram, nahm an der Tafel Platz, zerlegte gemütlich einen Fasan und leerte rasch mehrere Becher Wein nacheinander.

»Das schmeckt vortrefflich! Es ist nicht so verwerflich, hier eine Nonne oder gar Äbtissin zu sein.«

»Verlasst sofort dieses Gemach und das Kloster oder ich werde mit den Nonnen mich entfernen und die Dienstleute zu Hilfe rufen!«

»Das steht Euch frei und ich gebe Euch noch den guten Rat, Sturm läuten zu lassen.«

»Das soll auch geschehen!«, rief die Äbtissin trotzend aus, eilte mit drei Nonnen und der Novizenmeisterin zur Mitteltür. Die übrigen Nonnen huschten rasch auf die beiden Seitentüren zu. Aber als sie die Türen aufrissen, standen auf jeder Schwelle zwei Bewaffnete, die ihnen die Spitzen ihrer Schwerter entgegenhielten. Die Fliehenden prallten mit einem Angstschrei zurück, Wolfram aber lachte laut auf und fuhr fort, nach Herzenslust zu essen und zu trinken.

»Habt Ihr vor, uns zu ermorden?«, fragte die Äbtissin würdevoll.

»Glaubt Ihr, dass ich ein Mörder bin?«

»Warum lasst Ihr uns dann nicht gehen?«

»Den Grund werde ich Euch bald mitteilen. Wer von Euch ist die Novizenmeisterin?«

»Ich«, antwortete eine Stimme.

»Wo sind die beiden Novizen, Veronika und Elsbeth, die Töchter meines Erzfeindes Anselm von Alpenfall?«

Die Novizenmeisterin schwieg in äußerster Verlegenheit.

»Sprich, oder du bist des Todes!«, gebot Wolfram.

Geistesgegenwärtig gab sie der Äbtissin einen von Wolfram, der eben auf seinen Teller blickte, unbemerkten Blick, welcher andeuten sollte, dass sie eine Notlüge vorbringen solle. *Wenn nach dem Abzug der Räuber, dachte sie bei sich selbst, die beiden Novizen nicht mehr in ihren Zellen gefunden*

würden, dann erscheine es ja ganz deutlich, dass die Eindringlinge sie aufgespürt, und fortgeschleppt haben.

»Mein offenes Geständnis«, sagte die Novizenmeisterin, »wird mir den ganzen Unwillen meiner hochwürdigsten Äbtissin und eine wohlverdiente strenge Strafe zustehen. Nach der Mittagstafel führte ich sie in den Garten, wo sie spielten, hinter Hecken sich verbargen und einander suchten. Auf diese Art kamen sie der heute nicht selten offen gestandenen Gartentür immer näher, schlüpfen hinaus, und als ich an die offene Tür kam, sah ich die beiden Novizen schon weit draußen auf dem See. Es half nichts, dass ich ihnen mit einem weißen Tuch zur Umkehr winkte. Sie steuerten und ruderten fort, und landeten am jenseitigen Ufer, wo sie bald im Walde verschwanden.«

»Wie erwünscht, denn in jenem Wald werden sie meinen ihn durchstreifenden Reisigen gewiss nicht entgangen sein.«

»Gedenkt Ihr noch lange zu verweilen, verwegener Raubritter?«, fragte die Äbtissin ernst und gebieterisch.

»Nur so lange, bis ich mit meinem Vorhaben fertig bin. Heda!«

Auf seinen lauten Ruf traten durch jede Tür zwei Reisige ein, und je zwei andere besetzten an ihrer Stelle die Türschwelle.

»Nehmt alles mit, was hier auf der Tafel steht, ausgenommen die Lichter! Speisen und Getränke gehören euch, was von Gold und Silber ist, bleibt mein Eigentum. Vom Keller bis zum Speicher schleppt alles mit fort! Vergesst auch nicht das Brauchbare in der Klosterkirche und in der Gruftkapelle!«

»Das ist alles schon geschehen, Herr Ritter!«

»Desto besser! Für euren Fleiß schenke ich euch sieben

von diesen Nonnen, die ihr mitnehmt, aber redlich mit den andern Reisigen teilt. Diese drei Täubchen - er wies mit dem Finger auf sie - behalte ich für mich allein. Sie sollen mir auf meiner Burg die Langweile vertreiben. Die Äbtissin bleibt hier und sammelt wieder frische junge Nonnen bis zu meinem nächsten Klosterbesuch. Auch die Novizenmeisterin bleibt da. Sie soll wieder die künftigen Novizen über den See entwischen lassen, indem sie auf diese Art mir am Leichtesten ins Netz gehen.«

Die Äbtissin verwehrt sich feierlich gegen alle diese Gewalttaten und rief die Rache Gottes gegen den kirchenschänderischen Erzteufel an. Die Nonnen lagen, um Gnade flehend, auf ihren Knien.

»Verwegene Dirne«, fuhr Wolfram zornentbrannt die Äbtissin an, indem er ihr einen Becher Wein ins Gesicht schüttete, »du hast es nur deiner Verwandtschaft mit dem Kaiser zu verdanken, dass ich dich nicht mit meinem Schwert durchbohre. He, Reisige, bindet allen, wie sie da sind, die Hände auf den Rücken, und auch die Füße, und knebelt ihnen den Mund, damit sie weder schreien noch weglaufen können!«

Dies geschah in gut geübter Weise.

»Nun tragt die Beute fort und packt sie auf die Sattelknöpfe! Mit den zwei silbernen Leuchtern gehe ich voraus, euch den weiten Klostergang zu erhellen. Wohl bekomm's, hochwürdigste Äbtissin«, rief er hohnlachend aus, »und auch Euch, pflichtgetreue Novizenmeisterin!«

Mit diesen Worten verließ der Erzteufel den Speisesaal an der Spitze seiner Spießgesellen. Eine halbe Stunde später ritt die ganze Räuberbande mit den geraubten Nonnen und einer sehr reichen Beute von dannen.

Kapitel 11

Die Gefährtin der Leiche

Es war eine Stunde nach Mitternacht, als Angelika, die noch immer unter der Leiche der alten Nonne lag und um zu horchen ab und zu das weiße Tuch lüftete, den Abzug des Raubritters und seiner Reisigen an den Hufschlägen ihre Rosse erkannte. Sie wartete noch eine halbe Stunde in dieser schrecklichen Situation. Dann stieg sie, obwohl aus Angst vor Schande und Tod triefend vor Schweiß und ganz erschöpft, aus dem Sarg, das weiße Tuch mitnehmend, indem sie deshalb die verstorbene Nonne schweigend um Verzeihung bat. Dieses lange weiße Leichentuch hängte sie sich über den Kopf. Es reichte ihr bis an die Knöchel und gab ihr das Aussehen eines Gespenstes, das ihr bei dem Aberglauben jener Zeit volle Sicherheit ihrer Person gewährte.

Geisterhaft wandelte sie durch das Tor hinaus und weiter auf dem Weg zur Burg Alpenfall, die sie nach einigen Stunden erreichte, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Sie erzählte dem Burgherrn und der Burgfrau die Flucht ihrer Töchter, welche sie in der Klosterküche vom Fischer erfahren hatte, und den nächtlichen Überfall des Klosters von einer Räuberbande natürlich ohne etwas Bestimmtes darüber angeben zu können. Sie sei auf Alpenfall gekommen, fügte sie hinzu, um die Eltern vom Schicksal ihrer Kinder in Kenntnis zu setzen, die ihr im Kloster immer so zugetan gewesen seien.

Angelika war noch keine zwei Stunden in der Burg, als schon Dienstleute des geplünderten Nonnenklosters ausführlichere Nachrichten brachten. Als Schirmvogt desselben sendete Ritter Anselm sogleich reitende Eilboten an

alle benachbarte ehrsame Ritter mit dem Ansuchen, ihm nach Kräften Reisige zum Beistand zukommen zu lassen. Sein alter Burgvogt Bruno meinte, dass die beiden Töchter nach ihrer Landung jenseits des Klosters entweder in die Klauen Wolframs gerieten oder noch in jenem großen Wald hilflos umherirrten, den Ritter Anselm mit zahlreichen Reisigen durchstreifen sollte.

Ritter Anselm und seine Ehefrau waren in der schrecklichsten Angst über das noch unbekannte, aber ohne Zweifel höchst traurige Schicksal ihrer zwei geliebten Kinder. Dennoch fanden sie in dem Umstand noch einen geringen Trost, dass sie wenigstens bei dem Überfall des Klosters nicht anwesend waren. Sie dankten herzlich der Schwester Angelika für die Mühe ihrer Mitteilung und boten ihr an, so lange sie wollte oder für immer in ihrer Burg zu bleiben. Angelika entschuldigte sich mit einem Gelübde, das sie in ihrer Todesangst gemacht habe, für den Fall ihrer Rettung ohne Verzug eine Wallfahrt an den nächsten Gnadenort zu verrichten. Anschließend wolle sie eine Schwester ihrer verstorbenen Mutter besuchen. Später werde sie gern von der gastfreundlichen Einladung Gebrauch machen. Sie stärkte sich noch mit Speis und Trank, erhielt von der Burgfrau die Kleidung einer Dienstmagd und verließ alsbald die Burg.

Kapitel 12 **Wiedersehen**

An der Spitze von sechzig Reisigen, immer nach allen Seiten scharf spähend, zog Ritter Anselm in den ausgedehnten

Wald und traf einen alten, eisgrauen Holzhauer, den er fragte, ob er nicht zwei Jungfrauen im Novizengewand gesehen habe, wobei er ihm ebenfalls den Überfall des Klosters Marienzell berichtete, der ohne Zweifel von Wolfram dem Erzteufel verübt worden sei, dessen wohlverdiente Strafe aber gewiss nicht mehr lange ausbleiben könne, da, wie ihm ein hochwürdiger Abt erst kürzlich als ganz bestimmt versichert habe, der edle, allgemein geachtete Ritter Hugo von Klippenberg der Freigraf der heiligen Feme sei, die in diesem Bezirke ihren Sitz habe.

Dieser Holzhauer war Ritter Kurt, von der Martha so vermutet, um ihn nötigenfalls für ihren alten Knecht ausgeben zu können, da sie schon zu schwach sei, Holz zu fällen und weite Wege mit ihren Tränklein und Salben selbst zu besorgen.

»Geduldet Euch nur kurze Zeit«, erwiderte Kurt, der ihn sogleich erkannte, »ich hoffe, Euch mit einer tröstlichen Botschaft erfreuen zu können!«

Während Kurt zu Martha ging, dachte er an die Worte der zwei Freischöffen des heimlichen Gerichtes, bei denen er in der verflossenen Freitagsnacht auf einem Kreuzweg erschienen war. Sie hatten gesagt, die heilige Feme bedarf seiner nicht. Die Anklage gegen Wolfram war bereits geschehen, und er hat keine Ahnung von der Nähe desjenigen, der sein Urteil sprechen wird. Wolfram ist auch schon vorgeladen, hat die Ladung angenommen und zugesagt, als ein Unschuldiger in der künftigen Freitagsnacht von einem Kreuzweg aus unbewaffnet vor die Schranken des heimlichen Gerichtes sich führen zu lassen.

Er fand dadurch die Äußerung des Ritters Anselm, dass Hugo von Klippenberg der Freigraf sei, genügend bestätigt, da die Burg desselben die nächste war, die bei der Bären-

burg Wolframs liege. Wolfram hatte sich indes auf der Heimkehr von seinem Raubzug plötzlich anders besonnen. Aus gerechter Besorgnis vor dem übergroßen Zorn des Kaisers sowie der Gesamtmacht vieler vornehmer Ritter als Väter der geraubten Nonnen hatte er diese zum größten Ärger der Knechte, unterwegs von den Fesseln befreien und mit verbundenen Augen auf Umwegen an einen weit oberhalb des Klosters befindlichen Ort zurückbringen lassen, von wo aus sie wieder in ihre Klosterzellen zurückkehren konnten.

Martha brachte in der Zwischenzeit dem harrenden Ritter seine zwei Töchter zurück, die mit lautem Jubel in seine Arme fielen, hastig erzählten, wie sie gerettet wurden und die Liebe und gute Aufnahme der gastfreundlichen Martha nicht genug rühmen konnten. Sie weinten sogar heftig und baten sie um einen Besuch auf Burg Alpenfall, als Martha von ihnen schied, ohne auch nur die geringste Belohnung anzunehmen.

Kapitel 13

Der verwundete Ritter

Nach dem Mittagsessen ging Kurt mit seiner Axt wieder zum Holzfällen tief in den Wald, immer in der Hoffnung, auf Wolfram zu treffen und sich an ihm blutig rächen zu können. Eine Stunde war vorüber, als Kurt den Schall von Jagdhörnern aus geringer Entfernung hörte. Er horchte spähend. Alles war wieder still. Bald darauf dröhnten Hufschläge hinter ihm. Ein reiterloses Ross sauste schnaubend an ihm vorbei. Gleich darauf drang ein Hilfeschrei aus ei-

nem nahen Gebüsch. Kurt eilte hin und erblickte einen stattlichen Mann im Jagdgewand auf dem Boden liegend, welcher mit blutbefleckten Händen mit einem großen Wolf rang, der ihn soeben in den linken Arm gebissen hatte, und im selben Augenblick von Kurt mit einem Axtschlag tot zu Boden gestreckt wurde.

»Ich danke dir«, sagte der Verwundete, ein schöner, stattlicher Mann, indem er seinen auf dem Boden liegenden Jagdspieß ergriff und sich daran aufrichtete. »Mein Ross ist über eine Baumwurzel gestürzt, als ich eben einen Wolf angriff.«

Mit diesen Worten entfernte er sich, jeden weiteren Beistand ablehnend, und ging zu Martha, um sich seine Wunde verbinden zu lassen. Er setzte sich auf einen Stuhl, während sie das zum Verband Nötige herbeiholte.

»Fürchtest du dich nicht in dieser Einsamkeit, Alte?«, fragte er.

»Nein. Ich bin uralt und arm, und jeder findet bei mir Hilfe. Das wissen die Leute weit und breit und tun mir nichts.«

»Wenn aber Wolfram der Erzteufel zu dir käme, verwundet, wie ich, was dann?«

»Ei, ich würde ihn auch verbinden wie euch. Mensch ist Mensch.«

»Wolfram ist aber ein sehr böser Mensch!«

»Wer weiß auch, ob alles wahr ist, was man ihm nachsagt. Ich glaube nur, was ich selbst sehe.«

»Du magst wohl recht haben.«

Martha hatte den Ärmel des geschwollenen Armes aufgetrennt, zu beiden Seiten weggestreift, und die Wunde mit einem nassen Schwamm gereinigt.

»Der Biss von fünf Wolfszähnen ist deutlich zu sehen«,

bemerkte sie.

»Wohl möglich, die Bestie fasste meinen Arm mit dem ganzen Rachen.«

Martha strich die Salbe auf die Wunde und verband sie. »Die Geschwulst zieht sich schon an der linken Seite der Brust hinab und bedarf dort eines Pflasters, um nicht gefährlich zu werden. Ich muss also Euer Wams, das ihr wegen der Geschwulst nicht ausziehen könnt, auf der linken Seite samt dem Hemd von oben nach unten auseinanderschneiden.«

»Nur zu, ich habe noch Wämser genug! Mach nur, dass ich bald geheilt werde, denn am ersten Sonntag im nächsten Monat gibt der Kaiser ein großes Turnier in Heidelberg zur Feier der Vermählung seiner Base, der Erbgräfin Hildegard von Kronfels mit dem Ritter Hugo von Klippenberg. Und dieser glückliche Hugo ... bin ich!«

»Gott sei gepriesen«, rief Martha aus, die die Geschwulst an der linken Seite des Ritters mit Entsetzen erblickt hatte, »dass ich noch in meinem hohen Alter das Glück habe, den edlen Ritter Hugo von Klippenberg zu sehen und ihm einen Dienst erweisen zu können.«

»Wofür die Belohnung nicht ausbleiben soll, die du auf meiner Burg holen magst.«

»Möget ihr im Turnier den ersten Preis erkämpfen, wie in der Liebe!«

In seinen Jagdmantel gehüllt, verließ Hugo dankend Marthas Wohnung, die nach Kurts Heimkehr eine lange Unterredung mit ihm hatte. Mit dem ersten Grauen des Morgens ging er fort, großen Abenteuern entgegen.

Kapitel 14

Das heimliche Gericht der heiligen Feme

In einer tiefen und großen Berghöhle stand auf einem langen, mit einem blutroten Tuch bedeckten Tisch zwischen zwei brennenden Kerzen ein Kruzifix mit einer Dornenkrone, an dessen Untersatz ein Totenkopf sich lehnte. Nahe zu seiner Linken lag ein unaufgeschlagenes Buch. In der Mitte von zwölf Freischöffen der heiligen Feme saß der Freigraf, die Verhöre der Verbrecher vorzunehmen und ihr Urteil zu sprechen. Alle waren in Mäntel gehüllt, und ihre Gesichter durch eine Art von leichenblassen Larven unkenntlich. Am rechten Ende dieses Tisches saß ein Mann in einem Lehnstuhl, angetan wie die übrigen Beisitzer, die linke Hand auf den Knauf eines großen Schwertes gestützt. Vor seinen Knien erhob sich ein schwarzer Block, gleichfalls mit blutrotem Tuch bedeckt. Auf diesem Block funkelte ein Henkerbeil. Dieser Mann war der Vollstrecker der auf Enthauptung lautenden Todesurteile des heimlichen Gerichtes, folglich dessen Nachrichten.

Inmitten von zwei Freischöffen trat Wolfram nach abgenommener Augenbinde, in einen Mantel gehüllt, auf dem Kopf einen Helm mit offenem Visier, sodass man sein überaus hässliches Gesicht sah, mit stolzen Schritten vor die versammelten Richter, den angebotenen Stuhl ablehnend, der hinter ihm stand. Nach den herkömmlichen, von Wolfram ruhig beantworteten Vorfragen, sagte der Freigraf: »Ich gehe jetzt zu den Anlagen über.«

»Vergönnt mir zuvor einige Worte, Herr Freigraf! Seid überzeugt, dass ich nur im Gefühl meiner Unschuld und im Vertrauen auf Eure Gerechtigkeit vor Euch erscheine. Euer mächtiger Arm und die Gewalt der ganzen Ritter-

schaft des Gutes hätten mich in meiner Bärenburg nicht erreicht. Ich bin ein ehrsamer Ritter, lebe nur von der Jagd und den mir gebührenden altherkömmlichen Abgaben meiner Untertanen. Fragt meinen nächsten Nachbar, den von Kaiser und Reich hoch geachteten Ritter Hugo von Klippenberg, ob er jemals durch eine meiner Taten sich überzeugt habe, dass ich ein Raubritter sei! Ich bin gekommen, um Euch über jene teuflische List aufzuklären, die mich vor Eure Schranken gebracht hat. Und nun möget ihr Eure Anklage gegen mich erheben, Freigraf!«

Dieser begann: »Ihr seid angeklagt, die Burg des Ritters Kurt von Steinau, während er im Heer des Kaisers focht, heimlich erstiegen, die wenigen Knechte ermordet, die Burg ausgeplündert und niedergebrannt, und Gertraud, die junge Ehefrau Kurts, entführt, und später in Euren Bärenzwinger geworfen zu haben.«

»Von der Zerstörung der Burg Steinau und dem Weiberraub hörte ich erzählen, bin aber nicht der Täter, wie ich Euch noch im Laufe der Anklagen beweisen werde, womit auch das Märchen mit dem Bärenzwinger wegfällt.«

»Ihr seid ferner angeklagt, kürzlich bei einem nächtlichen Bankett auf der Bärenburg lebendige Menschen, darunter eine weibliche Person, in den Bärenzwinger geworfen zu haben.«

»In meinem Zwinger zähme ich junge Bären, um sie an fürstliche Höfe zu verkaufen. Menschenfleisch als Futter für sie würde den Zweck des Zähmens vereiteln. Die Nacht täuscht, und die wahrscheinlich betrunkenen Späher haben Kälber, Ziegen und Schafe für Menschen gehalten. Oder sah jemand mit dem Grauen des Morgens Menschengeringe im Bärenzwinger liegen?«

»Es wurde zur genannten Zeit nachgesehen. Man sah

aber nur Tierknochen.«

»Da habt ihr's!«

»Die Menschengrippe konnten inzwischen leicht weggeräumt werden.«

»Leicht? Wer dies versucht hätte, wäre nicht mehr lebendig aus dem Bärenzwinger gekommen.«

»Jetzt kommt die letzte und Hauptanklage«, sagte der Freigraf, indem er aufstand und die linke Hand gegen ihn ausstreckte. »Ihr habt das Frauenkloster Marienzell bei Nacht überfallen, alles Wertvolle, selbst der geweihten Kirchengefäße geraubt, die Äbtissin und Novizenmeisterin geknebelt, zehn Nonnen gebunden und auf den Rossen fortschleppen, aber, ohne Zweifel aus Furcht, in derselben Nacht wieder in die Nähe des Klosters bringen lassen. Verantwortet Euch!«

»Kennt Ihr Ritter Ubald von Strömingen als einen ehrsamem Ritter?«, entgegnete Wolfram.

»Ja, als einen tadellosen Ritter.«

»Gut. Dieser scheußliche Klosterfrevel kam mir zu Ohren, und ich zweifelte nicht, dass man ihn mir zuschieben werde. Ich aber sage Euch, Freigraf, dass ich am Tage dieser Untat von morgens 6 Uhr bis 4 Uhr des anderen Nachmittags die Burg Strömingen 12 Stunden von hier, nicht verlassen habe. Ritter Ubald mit drei anderen ehrsamem Rittern, begleitet von zwei Freischöffen, steht draußen, und alle vier sind bereit, meine Aussage eidlich zu bestätigen. Lasst sie eintreten!«

Der Freigraf winkte und zwei Freischöffen gingen hinaus.

»Wisst«, fuhr Wolfram fort, »dass ein Ungeheuer, in mein Äußeres ver mummt, grässliche Frevel verübt, deren man mich beschuldigt, mich, den Unschuldigen!«

Die vier Ritter traten ein, leisteten vor dem Kruzifix den

von Wolfram vorgeschlagenen Zeugeneid und wurden dann wieder abgeführt, zugleich aber auch der Angeklagte, und zwar dieser in eine Seitenkammer bis zum Ende der Beratung.

Nach einer Viertelstunde stand Wolfram wieder vor seinen Richtern. Der Freigraf erhob sich und sprach: »Ritter Wolfram, hinsichtlich der ersten und zweiten Anklage spricht euch die heilige Feme frei von Strafe wegen Mangels genügender Beweise, hinsichtlich, der Hauptanklage aber, aus dem Grunde von vier unverwerflichen Zeugen aussagen, vollständig frei. Ihr könnt nun gehen, wohin Ihr wollt.«

Mit verbundenen Augen, zwischen zwei Freischöffen, verließ Wolfram die von ihm besiegten, furchtbaren Richter.

Kapitel 15 **Die rächende Hand Gottes**

Zwei Stunden vor dem Beginn des großen Festturniers zu Heidelberg bat ein unbekannter Ritter, der aber tags zuvor bei zwei Kampfrichtern oder sogenannten Turnierkönigen mit Verlangen des Stillschweigens sich gehörig ausgewiesen hatte, um die Gunst, gleich den übrigen Rittern, das Erbfräulein Hildegard von Kronfeld, die Base des Kaisers und Braut des Ritters Hugo von Klippenberg, begrüßen zu dürfen, da er ihr eine wichtige Botschaft mitzuteilen habe. Seine Bitte wurde gewährt. Er traf diese schöne junge Dame im kostbarsten Brautschmuck, da unmittelbar nach dem Turnier ihre Trauung geschehen sollte. Am letzten Fenster

stand ihre Ehrenzofe. Der fremde Ritter trug eine prächtige Rüstung von schwarzem Stahl, eine blutrote Feldbinde, das Visier geschlossen.

»Erlauchte Gräfin«, sprach der Ritter, »ich weiß, dass der Kaiser will, dass Ihr den Ritter Hugo heiratet, Ihr aber tragt eine andere Liebe in Eurem Herzen. Seid getrost, er wird nicht Euer Gatte, dafür verpfände ich Euch meine Ritterehre!«

Mit diesen Worten ging er nach einer tiefen Verbeugung. Die Dame war höchlich erstaunt und voll banger Freude.

Mit kaiserlicher Pracht war das Festturnier auf dem Marktplatze angetan. Der Kaiser, von feinen vornehmsten Hofherren und Damen umgeben, saß auf einem herrlichen Thronstuhl. In einer der beiden Seitentribünen war Ritter Anselm von Alpenfall zwischen zwei verschleierten Damen und seinen zwei jungen Töchtern zu sehen. Den ersten Dank erhielt der fremde Ritter aus der Hand Hildegards, die ihn mit den schönen Augen ängstlich zu fragen schien.

»Geduld!«, flüsterte er ihr zu.

Der Bräutigam, Hugo von Klippenberg, hatte auf alle Preise verzichtet und wollte mit dem Ritter, der den ersten Preis erhielt, um die Ehre des Sieges kämpfen.

Der schwarze Ritter ließ sich ein frisches Ross von seinem Knappen bringen, schwang sich in den Sattel und legte den Speer gegen Hugo ein, den er bei dem furchtbaren Zusammenstoß wie einen Federball aus dem Sattel hob, dass er rückwärts weit ab in den Sand flog. Zwei Hofdiener hoben ihn auf und geleiteten ihn langsam zu einem Stuhl unterhalb der Tribüne des Kaisers.

Vor diesen trat der schwarze Ritter hin und sprach: »Gnädigster Kaiser! Ich habe mit diesem da nur turniert, weil ich ihn töten wollte.«

Ein allgemeiner Ausdruck des Unwillens wurde sichtbar. Der Ritter aber fuhr fort: »Es gelang mir nicht. Ein anderer Tod wird ihn bald ereilen. Dieser sogenannte Ritter Hugo von Klippenberg ist der Einzige dieses Namens und zugleich auch Wolfram der Erzteufel!«

Entsetzt fuhren alle von ihren Sitzen auf.

»An seinem linken Oberarm trägt er die frischen Narben von fünf Zähnen eines großen Wolfes, aus dessen Klauen er durch einen alten Holzhauer gerettet wurde. Eine alte Kräuterkundige, zu welcher er als Ritter Hugo kam, erkannte also gleich mit Entsetzen die lange Narbe einer Brustwunde, die sie vor geraumer Zeit Wolfram dem Erzteufel verbunden hatte. Ich habe auch erfahren, dass er hinter der rechten Schulter ein Rad als Brandmal trägt. Die Burg Klippenberg steht in unterirdischer Verbindung mit der Bärenburg. In jener spielt er als Hugo den ehrsamem Ritter, in dieser trieb er als Erzteufel sein Unwesen. Wenn er auf irgendeine Schandtat auszog, schickte er einen Spießgesellen in ganz gleicher Vermummung an einen anderen Ort, um seine Schuld auf einen listigen Streich seiner Feinde wälzen zu können, wie er es zur Zeit des gotteslästerlichen Überfalls des Frauenklosters Marienzell getan hat, welcher die ganze Ritterschaft empörte.«

Der Angeklagte schüttelte immer verneinend den Kopf mit eiserner Frechheit.

»Vier Reisige von seiner Bande fielen in die Hände der Ritter, denen sie, gegen das Versprechen der Begnadigung die geheimen Wege durch die Burg Klippenberg in die Bärenburg zeigten, in welcher wir alle seine geraubten Schätze fanden, auch jene aus dem Kloster Marienzell. Lasst mich schweigen von den in den Folterkammern halb verwesenden Gefangenen und aufgeschichteten Menschengen-

rippen, unzählbar und schauderhaft. Dort sitzt Ritter Anselm von Alpenfall, den linken Arm in der Schlinge, weil er bei dem Angriff verwundet wurde. Er hat alle Gräuel gesehen, alle Aussagen von Wolframs Mordgesellen gehört, und dies alles ist uns Rittern gelungen, während der Erzteufel als Ritter Hugo von Klippenberg sich in dem Glanz des kaiserlichen Hoflagers sonnte.«

Als Wolfram den Verlust seiner geraubten Schätze vernahm, senkte er den Kopf und knirschte mit den Zähnen.

»Noch nicht genug!«, fuhr der Ritter fort: »Wolfram brachte es durch Ränke und Verstellungskunst dahin, unter dem Namen Hugo von Klippenberg zum Freigrafen der heiligen Feme gewählt zu werden und hat als Freigraf sich selbst, den der schwersten Verbrechen angeklagten Wolfram, den Erzteufel, welchen einer von seinen Mordgesellen in ganz gleicher Verlarvung vorstellen musste, feierlich freigesprochen! Er hat sich somit des schändlichsten Vergehens gegen das heilige Femegericht schuldig gemacht.«

»Alles wahr!«, riefen vier Freischöffen der heiligen Feme aus, die sich durch die Zuschauer drängten und hinter Wolframs Stuhl stehen blieben.

»Nehmt und bestraft ihn!«, sagte der Kaiser zu den vier schwarzen Gestalten mit zürnendem Blicke, erhob sich von seinem Thronstuhl und verließ mit seinem ganzen Hof den Turnierplatz. Die Erbgräfin Hildegard erwiderte die Verbeugung Kurts mit einem Lächeln des innigsten Dankes.«

»Edler Ritter und Freund«, sagte Ritter Anselm zu Kurt, »Ihr habt dem ganzen Land einen großen Dienst erwiesen. Empfangt dafür aus meiner Hand statt Eurer verlorenen Gertraud eine neue liebenswürdige Braut!«

»Für mich gibt es keine Braut mehr«, entgegnete Kurt.

»Aber ein liebendes Weib!«, rief eine Dame an Anselms

Seite, schlug den Schleier zurück, und Gertraud sank an die Brust ihres überseligen Gatten. Als Wolfram mithilfe ihrer verräterischen Zofe die Burg Steinau in seine Gewalt bekam, floh Gertraud durch die Gemächer in ihrem Hausmantel, der ihr im Laufen entfiel, von der nacheilenden Zofe aufgehoben wurde, die ihn um ihre Schultern warf, und so von dem nacheilenden Räuber für diese gehalten und fortgeschleppt wurde, während Gertraud auf einem Seitenweg glücklich entkam und im Kloster Marienzell als Küchenmagd Aufnahme fand. Als Wolfram auf seiner Burg die Verwechslung bemerkte, ließ er die Verräterin den Bären vorwerfen. Dadurch entstand die unrichtige Meinung des Klaus. Nach der früher gemeldeten langen Unterredung Kurts mit Martha hatte Ersterer den Schatz in seiner Burg erhoben, sich in Worms gerüstet und dort auch gleich den Auftrag zur Wiederaufbauung der Burg Steinau gegeben, auf welcher Martha noch 10 Jahre lang gut gepflegt lebte. Hildegard wurde die Gattin ihres Geliebten, und Veronika und Elsbeth noch bei dem Bankett des Festturniers mit zwei schönen jungen Rittern verlobt.

Die bezeichneten Wunden und das Brandmal zeigten sich an Wolframs Leib, den nach drei Tagen die Freischöffen an einem unter den Schultern durchlaufenden Strick lebendig in den Bärenzwinger hinabsenkten, wo ihn die wilden Bestien stückweise zerfleischten. Die Bärenburg wurde dann von unten auf durch Brand zerstört, und ihr Trümmerhaufen noch Jahrhunderte lang überdauert von der grauenvollen Sage von Wolfram dem Erzteufel.

Ende

